BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Charakterschilderungen vorzüglich interessanter Personen gegenwärtiger und älterer Zeiten

Bd.: 3.

Berlin (1797)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 1326 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235568-3
VD18 15531597-001

Bio 1326
3

S. 21.

Glar fec.

Charakterschilderungen

vorzüglich

interessanter Personen

gegenwärtiger und älterer Zeiten.

Dritter Band.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mit einem Titelkupfer.

Berlin.
Bei Carl Ludwig Hartmann.
1797.

Vorrede.

Der Zweck, den ich bey der Abfassung der Charakterschilderungen interessanter Personen mir dachte, war, wie ich schon in der Vorrede zum ersten Bande sagte: „meinen Lesern ein Buch in die Hände zu liefern, das vielleicht manchen schlüpfrigen Roman aus seinem Gleise verdrängen könnte.“ Aus diesem Gesichtspunkte betrachteten auch die Herren Recensenten mein Werk, und einige derselben äußerten ihre Zufriedenheit auf eine für mich sehr schmeichelhafte Art. Aufgemuntert durch den Beifall sowohl der Kritiker als des größern Publikums mit den beiden ersten Bänden dieser Schilderungen, wage ich es, auch den dritten folgen zu lassen. Ich hätte nun zwar in Ansehung desselben nichts mehr zu sagen, wenn nicht

eine Veränderung des Inhalts dieses dritten Bandes es mir nothwendig zu machen schiene.

Ich habe den größern Abhandlungen dieses Bandes, um dem Ganzen mehr Abwechselung zu geben, einige Skizzen oder charakteristische Züge aus der wirklichen Welt beigefügt; auch sie entlehnte ich aus der Geschichte der jetzigen und der Vorwelt. Wahrheit leitete mir bey Aufstellung der neuern die Feder; die ältern verbürgen glaubwürdige Schriftsteller, und wenn ich in gedrängter Kürze diese Skizzen entwarf, so wollte ich zugleich alles romanhafte vermeiden; kleine Umrisse von Handlungen wirklicher Personen wollte ich erzählen, aber durchaus keine Romanhelden aufstellen. Jeder Roman, sey er auch noch so gut, spielt doch unsere Gedanken in das Reich der Einbildungskraft, in eine Welt, die nicht ist und nie seyn wird; selbst das, was die wahre Natur etwa hergiebt, erhält durch das Ganze leicht das Gewand der Dichtung; es wird dem guten Jünglinge und dem unschuldigen Mädchen sehr schwer

fallen, eine Grenzlinie zwischen Dichtung und Wahrheit zu ziehen, und wenn sie es wagen, sie ziehen zu wollen, so werden sie doch vieles im Gebiete der Wahrheit lassen, was schon weit über ihre Grenzen entfernt lag; sie werden selbst vieles nachahmenswerth finden, was sie billig gleich verwerfen sollten.

Das war es, was ich über den Inhalt dieses dritten Bandes noch hinzuzufügen für nöthig glaubte. Ich wünsche herzlich, mich in meiner Hoffnung nicht betrogen zu sehen: daß er mit dieser kleinen Veränderung eben die Aufnahme und den Beifall erhalten möge, mit welchem sich seine ältern Brüder belohnt sehen.

Für mich wird es genug seyn, wenn nur der angeführte Zweck erreicht wird. Geschrieben im Jenner 1797.

H = = g.

Inhalt.

I. Einige Züge aus dem Leben des verewigten Prinzen Ludwig von Preußen. Seite 3
II. Rudolf von Habsburg. 29
III. Peter der Große. Zaar von Rußland. 52
IV. Ein Beispiel, von Franz des Ersten Gerechtigkeitsliebe. 79
V. Eine Scene aus dem Leben der Königin Margarethe von Frankreich, Gemahlin Ludwig des Neunten. 84
VI. Milton. 89
VII. Lord Camden. 123
VIII. Malesherbes. 133
IX. Roland. 172
X. Reveillon. 178
XI. Bennemer. 186
XII. Wasers Leben und Charakter. 189
XIII. Valentin Günter. 215
XIV. Edelmüthiges und tapferes Betragen der Schweizer bei Meaux. 230
XV. Richard. 245
XVI. Schwarzbeck. 248
XVII. Der Geusenbund. 251
XVIII. Feldmarschall Münnich. 263
XIX. Lord Clive. 311

Charakterschilderungen

vorzüglich

interessanter Personen

gegenwärtiger und älterer Zeiten.

I.

Einige Züge aus dem Leben des verewigten Prinzen Ludwig von Preußen.

Er war der zweite Sohn Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs, und wurde den 5ten November 1773 geboren. Von Seiner ersten Kindheit an bemerkte man viele Lebhaftigkeit und Heiterkeit des Geistes an Ihm, so wie eine gewisse Innigkeit und Herzlichkeit, die Er vorzüglich gegen Seine Königliche Eltern und Seinen Bruder, des jetzigen Kronprinzen Königliche Hoheit, äußerte. Neben der Bildung Seines Herzens hatte man Seinen Kopf von früher Jugend an mit einer Menge von Begriffen angefüllt, die nicht nur anschaulich gemacht und entwickelt wurden, sondern die man

Ihn auch stets auf ihre Gegenstände beziehen, und mit einander vergleichen ließ, um ihre Aehnlichkeit und Verschiedenheit zu entdecken, wo dann der Prinz nicht selten Proben Seines Witzes und Seines Scharfsinnes ablegte. Von Seiner ersten Erziehung an nahm man mit Freuden die herrlichsten Keime und Anlagen in Ihm wahr, deren weitere Ausbildung man in der Folge mit Glückwünschen für das Vaterland bemerkte. Der verewigte Prinz hatte überhaupt beim wohlwollendsten Herzen den fähigsten Geist. Er faßte eben so leicht, als Er das einmal Gefaßte behielt, und weiter bearbeitete. Seine rege, immer lebhafte Einbildungskraft wußte sich jeden interessanten Gegenstand von den verschiedensten Seiten vorzustellen, und dadurch gewissermaßen immer neu zu erhalten. Vorzüglich fand Er an der Geschichte, den schönen Wissenschaften und der Naturlehre Vergnügen, in denen Er auch nicht unbeträchtliche Fortschritte machte; außerdem studirte Er Sprachen, Geographie, und in der Folge Mathematik. In der Religion hatte Er die geläutertsten Begriffe, und sie war Ihm nicht bloß Sache der Spekulation, sondern die wichtigste

Angelegenheit Seines Herzens. Man soll selbst mehrere wissenschaftliche Aufsätze, die er in spätern Jahren bearbeitet, und von denen einige noch unvollendet gewesen, bei Seinem Tode in Seinem Pult gefunden haben, über deren Werth ich indessen um so weniger zu urtheilen vermag, da mir nicht einmal die Titel derselben bekannt sind.

Vermöge der Lebhaftigkeit Seines Temperaments war Er ein großer Freund von gymnastischen Uebungen, bei denen Er sich stets durch Unerschrockenheit auszeichnete. Einst besahe Er das Train-Magazin am Schlesischen Thor. Als Er mehrere Sachen betrachtet, und sich mit dem Train-Inspektor Herrn Perl darüber besprochen hatte, sprang Er auf einige Wagen, um auch hier alles zu besehen. Der Inspektor stand am Ende eines dieser Wagen, am Rande der Appareille. Der Prinz kam auf ihn zugelaufen, und sprang vom Wagen herab auf ihn zu. Herr Perl wollte Ihn mit seinen Armen auffassen, wurde aber vom Schwunge des Prinzen beinahe niedergerissen, daß er wankte, und in Gefahr war, die Appareille herunter zu stürzen. Indessen behielt er Ge-

genwart des Geistes genug, mit der linken Hand den Prinzen zu halten, und mit der rechten die Deichsel des Wagens zu fassen, und dadurch sich und Ihn vor dem Sturz zu bewahren. „Mein Gott, Ihro K. H.,“ sprach er, „wie leicht hätten Sie und ich unglücklich seyn können?“ „Haben Sie wohl je gehört, daß ein Prinz von Preußen auf so eine Art ums Leben gekommen?“ erwiederte der Prinz, ohne im mindesten aus Seiner Fassung gekommen zu seyn, mit der Ihm eigenen Lebhaftigkeit, und einem zutraulichen humanem Tone. „Das nicht, Ihro Hoheit,“ antwortete Herr Perl, „aber ich war nur furchtsam, da jüngst auch ein Prinz von Braunschweig zum erstenmal in den Wellen umkam.“ Der Prinz dachte einige Augenblicke darüber nach, dann sprach Er: „lieber Perl! sehen Sie die ganze nun so gut abgelaufene Sache als nicht geschehen an, und schweigen Sie.“

Als Ihm die Königin den ersten harten Thaler zum freien Gebrauch gab, ertheilte Sie Seinem Kammerdiener den Befehl, zu beobachten, wie er denselben anwenden werde. Dieser war gerade etwas niedergeschlagen über das Unglück

eines Mannes, der ihm übrigens ganz fremd war, dessen Armuth ihn aber gerührt hatte, und, theilnehmend an der Noth dieses Hülflosen, dachte er eben darüber nach, wie er thätig für denselben seyn könnte, als der Prinz in sein Zimmer trat und sogleich seine Traurigkeit bemerkte. Er fragte nach der Ursache derselben und der Kammerdiener erzählte Ihm hierauf, daß ihm das Unglück eines Mannes sehr zu Herzen gehe, der krank sey, und auf gar keine Hülfe Rechnung machen könne. Der Prinz faßte in die Tasche, besahe seinen ersten lieben, blanken Thaler, besann sich einen Augenblick, und brach dann in die Worte aus: „nein! besser kann ich dich nicht anwenden, gehe und erquicke einen armen kranken Mann.“ Wie die Königin diesen edlen Zug Seiner Denkungsart vernahm, freute Sie sich herzlich. Sie ließ den Prinzen rufen, und händigte Ihm, für die edle Verwendung Seines ersten Geldes, einen Friedrichsd'or ein. Wer war froher hierüber als der Prinz, nun, dachte Er bei sich selbst, kann ich mein gutes Werk vollenden. Er ließ sich wirklich den Friedrichsd'or wechseln, dem armen Kranken noch einen Thaler davon

aushändigen, und ihm fernere Unterstützung zusichern.

So wohlthätig aber auch der Prinz von seiner Kindheit an war, so wenig ließ Er sich unzeitiges Mitleiden verleiten, den Verbrecher der verdienten Strafe zu entziehen. In seinen ersten Jünglingsjahren ritt Er beim Trainmagazin vorbei. Wie Er den Inspektor einen Schirrmeister mit der Klinge züchtigen sah, beugte Er in den Hof hinein, und erkundigte sich nach dem Grund dieser Züchtigung. Es war den Schirrmeistern bei dieser Strafe untersagt, sprach der Inspektor, kein altes Riemzeug, als Halftern u. s. w. zu entwenden und zu verkaufen. Dieser sündigte gegen dieses Verbot, und leidet daher auf des Herrn Kriegsraths Befehl diese Strafe. Ich würde für ihn gebeten haben, erwiederte der Prinz, wenn er nicht gestohlen, sondern einen verzeihlichern Fehler begangen hätte, aber für Diebe bitte ich nicht, und so gab er seinem Pferd die Sporen und ritt hinweg.

Es ist ein schöner Zug in Seinem Charakter, daß Er sich ohngeachtet aller Seiner Lebhaftigkeit und dem Frohsinn Seines Geistes auch bei

wirklich lächerlichen Vorfällen doch nie vom Gefühl des Lachens überwältigen ließ, sobald Er dadurch zu beleidigen, oder Seinem innern Werthe etwas zu vergeben glaubte. Dieser Zug gereicht ihm um so mehr zur Ehre, je seltener er angetroffen wird, und je mehr Ueberwindung er heischt. Den für Gefühle dieser Art abgestumpften kleinen Geist und düstern Kopf kann es freilich keine Ueberwindung kosten, wenn er das nicht von sich giebt, was er nicht hat, aber unsern Prinzen, der den feinsten Witz zu fühlen, und selbst die verborgensten Seiten des Lächerlichen aufzufinden vermochte, mußte es allerdings Ueberwindung kosten, wenn Er da kein Lachen äußerte, wo Ihn alles dazu aufforderte, bloß weil es gegen Seine Grundsätze gewesen wäre. Folgende Thatsache wird dies näher entwickeln.

Als der König den Kronprinz und den Prinz Ludwig zum erstenmal mit nach Schlesien nahm, die dortige Revüe zu sehen, ward für Letzteren ein Absteigequartier in Schweidnitz beim Kandidat Müller zubereitet. Dieser Müller hatte lange Jahre in Armuth gelebt, und war dann so unvermuthet als plötzlich

zu einem großen Reichthum gekommen. Jedermann sollte nun an seinem Glück Theil nehmen, und er freute sich immer wenn er Gelegenheit hatte, seinen Reichthum sehen lassen zu können. Diese Schwachheit gab ihm einen gewissen Anstrich des Lächerlichen, ein so rechtschaffener, braver und gelehrter Mann er auch sonst war, und so wenig man in andrer Hinsicht Blößen an ihm finden konnte. Wie er hörte, daß Se. K. H. bei ihm absteigen würden, sahe man ihm außer sich vor Freuden. Der Prinz, sprach er, soll nun Theil an meinem Glück nehmen, soll sich mit mir freuen, soll meinen ganzen Reichthum sehen, soll wählen und fordern können, was Er wünscht, ich mit allem was ich habe, stehe zu seinem Befehle.

Als nun die Zimmer für die Prinzen und die Königliche Suite besehen wurden, besuchten die Deputirte des Magistrats auch die Müllersche Wohnung. Wie erstaunten Sie nicht, als sie die für Se. Königlichen Hoheit bestimmten Zimmer von Porzellan und Silberzeug so überladen fanden, daß beynahe kein Tisch leer war, auf den Dieselben Stock,

Hut und Degen hätten legen können. Auf den Tischen waren nähmlich lauter alte Brandenburgische und Schlesische Münzen aufgezählt. Aber, mein Gott, sprachen sie, lieber Müller, warum haben Sie Ihre Zimmer für Se. Hoheit so überladen? und was sollen die aufgezählten Münzen? — Der Prinz ist ein liebenswürdiger Herr, erwiderte er, und da soll er meinen Wohlstand sehen, worüber er sich freuen wird; die aufgezählten Münzen aber machen ein brandenburgisches und schlesisches Münzkabinet aus, das Se. Hoheit studiren, und sich vielleicht Stücke, die Sie noch nicht besitzen, auslesen werden.

Es wurden nun mit Mühe, einige Anordnungen, mehr Platz zu schaffen, getroffen, die Münzen aber liegen gelassen, und das Ameublement beibehalten, weil man glaubte, Se. Hoheit würden diesen sonderbaren Putz lächerlich finden, und über die Sonderbarkeiten Ihres Wirths schertzen. Der Prinz wurde auch von allem, wie Er ankam, benachrichtigt. Weit entfernt aber, dies alles öffentlich lächerlich zu finden, lobte Er vielmehr den biedern Unterthanensinn Seines Wirths, zog ihn her-

vor, unterhielt sich mit ihm, und fand sein Kabinet in der That sehenswerth. Weil Er früh abreisete, lud er ihm nochmals vor Sich, dankte ihm aufs Herablassendste für seine herzliche gute Meinung, und versicherte ihn Seiner fernern Huld und Gnade. Nur Ihre Treppe vor dem Hause, sprach Er, müssen Sie mir künftiges Jahr verbessert haben, man ist in Gefahr, auf derselben zu fallen. Das Unglück betrifft zwar wohl schwerlich mich, da ich selten komme, aber doch viele Ihrer Mitbürger.

Der Prinz vereinigte also mit Seiner Humanität und Seinem liebenswürdigen Benehmen gegen einen ehrlichen, braven, obwohl etwas sonderbaren Mann, zugleich die Bezwekkung des allgemeinen Wohls.

Den Hochseligen Prinzen bestimmte vorzüglich eine Anekdote aus dem Leben Seines Königlichen Herrn Vaters, zu muthiger Antretung einer Laufbahn Seinen erlauchten Vorfahren gleich zu werden.

Der verstorbene Doktor Krünitz führte ein Stammbuch, in welches sich die größten Staatsmänner, Helden und Gelehrten Deutsch-

lands eingeschrieben hatten. Er wünschte, daß sich der jetzige König, als damaliger Kronprinz, demselben gleichfalls einverleiben möchten. Indessen war er zu furchtsam, diesen seinen Wunsch laut werden zu lassen. Der damalige Erzieher des Königs rühmte ihm aber die Humanität und Herablassung desselben so sehr, daß er Muth faßte, und um die Erlaubniß nachsuchte, demselben seine persöhnliche Ehrfurcht bezeigen zu dürfen. Der König bewilligte ihm auch diese Gnade. Schüchtern und bescheiden that er nun seinen Antrag. Herablassend und gnädig nahm ihm der König das Stammbuch ab, schrieb sich ganz unvorbereitet ein, und gab es ihm dann mit vielen Versicherungen Seiner Gnade zurück. Sowohl Krünitz als sein Freund, der damalige Kronprinzliche Erzieher, waren sehr begierig zu erfahren, was Se. Majestät so ohne alle Vorbereitung und ohne vieles Nachsinnen eingeschrieben haben möchten. Sie fanden die Worte Virgils, die Er in lateinischer Sprache dahin geschrieben hatte:

Bider zu seyn, und gut und groß, dazu fordern mich Achilles, mein Vater und mein Onkel Nestor auf.

Daß beide gerade dieser Denkspruch entzückte, und daß sie alles das Gute in dunkler Ferne schon ahndeten, das jeden unter Seiner Regierung zu Theil ward, läßt sich leicht denken, und noch leichter bei edlen braven Männern, wie sie, fühlen.

Auch auf den Prinz Ludwig machte diese so sprechende Anekdote den größten Eindruck, und ließ Ihn den Entschluß fassen, den Er bis an Seinen Tod unwandelbar befolgte, auch bieder zu seyn und gut und groß, wie Vater und Onkel.

Alle Preußische Prinzen widmen sich dem Kriegsstande; der Pflicht, Ihren König und Ihr Vaterland zu schützen; für beide gegen die Anfälle aller Feinde zu fechten, und dem allgemeinen Wohl Leben und Blut zu opfern. Sie ehren den Stand der Beschützer des Vaterlands durch Ihren Heldenmuth und Ihre Unerschrockenheit bei Gefahren; Sie gereichen Ihm zur Zierde durch Gerechtigkeitsliebe und Humanität, durch Kaltblütigkeit und überlegende Klugheit. Auch der Prinz Ludwig war in dieser Hinsicht ein musterhaftes Beispiel. Er schätzte den Soldaten, behandelte ihn

gerecht und munterte seinen Muth durch eigenen persöhnlichen Muth, durch Tapferkeit und Klugheit auf, aber Er war auch sein unerbittlicher Richter, wenn er statt gegen den Feind zu fechten, eine Geißel der Unbewaffneten werden, und durch ein unwürdiges Betragen seinem Stande zur Unehre gereichen wollte. Von Seinem Heldenmuth ist folgendes ein Beweis.

Als der französische General Küstine durch den Uebergang des Herzogs von Braunschweig über den Rhein, welcher am 23sten März 1793 bei Bacharach erfolgte, gänzlich von allen seinen Posten bei Stromberg und Oppenheim vertrieben war, zog sich ein Theil seiner Armee in den Bienenwald, der andere flüchtete nach Mainz. Die preußische Armee nahm sogleich nach diesem siegreichen Gefecht von dem hinter Oppenheim bis nach Worms liegenden Dörfern Besitz. Der Prinz Ludwig ward hierauf beordert mit dem Regiment Anspach-Baireuth Dragoner nach Worms zu marschieren, wohin Er sich auch den 25sten März mit 2 Eskadrons von Alsheim aus in den Marsch setzte. Als Er hinter Mettenheim kam, wurde Er eine etwa 1000 Mann starke Kolonne Fran-

zosen gewahr, die ihren Marsch nach Rheintürkheim auf der Chaussee von Mainz nehmen wollte. Sie erblickte die Preußen, ließ sich aber, da es nur 2 Eskadrons waren, in ihren Marsch nicht aufhalten. Der Prinz, dessen militärisches Auge gleich das Terrain überlegte, ließ selbige bis auf die Pläne bei den Wiedertäuferhof hervor marschiren. Nun sagte Er: Burschen es ist Zeit, wer ein braver Kerl ist, der folgt. Er setzte sich an die Spitze der Eskadrons, und machte einen Choc. Wie Er dem Feind bis auf 100 Schritt nahe gekommen war, bekam Er eine feindliche kleine Gewehrsalve. Aber noch ehe derselbe wieder geladen hatte, hieb der Prinz mit beiden Eskadrons in selbigen ein, und sprengte ihn auseinander. An 100 Mann wurden niedergehauen, 900 zu Kriegesgefangenen gemacht, und die Kriegskasse nebst einigen Kanonen erbeutet. Wie der König diese tapfere That erfuhr, ernannte Er Ihn sogleich zum Obristen. Als der Prinz zurück kam, und noch ganz müde war, hörte Er: daß ein Korps von 6000 Mann Kavallerie und Infanterie einen Anfall aufs Hauptquartier mache. Der Gedanke, Sein König und sein Va-

ter

ter sey in Gefahr, gab Seinen ermüdeten Glie-
dern und Seinen abgespannten Nerven, auf
einmal wieder neue Schwungkraft. Er setzte
sich auf, und jagte mit den Dragonern dem
Ort der vermeintlichen Gefahr zu. Der Feind
war indessen gar nicht so weit gekommen, son-
dern schon im Zurückweichen begriffen. Aber
auch auf diesem that Er ihm noch vielen
Schaden.

Auch in der Schlacht bei Seelze welche
den 6ten Junius 1794 geliefert ward, und von
halb zwölf bis gegen drei Uhr dauerte, that
sich der Prinz aufs rühmlichste hervor. Kos-
ciusko wollte an diesem Tage den König an-
greifen, worinn ihm dieser aber zuvorkam.
Den 5ten Mittags meldeten die Kosaken nem-
lich, daß der Feind gegen sie anrücke, und schon
ihre Vorposten geworfen habe. Man hielt das
anfänglich für eine bloße Rekognoscirung; Ge-
gen sechs Uhr Abends entdeckte aber der russische
General Denisow, daß es allerdings auf et-
was mehreres angesehen sey, da der Feind mit
seiner ganzen Armee im Anmarsch begriffen war,
und schon den General Kruczow bei Molczice
an sich gezogen hatte. Se. Majestät der Kö-

nig nahmen auf der Stelle die weisesten Maasregeln. Sie ließen Ihre sämmtlichen Truppen Nachts um 12 Uhr vom 5ten zum 6ten rechts abmarschiren, und sich auf dem Sammelplatz der Armee stellen. Hierauf rückten Sie in Schlachtordnung vor und befanden Sich an der Tête der Armee früh um 4 Uhr eine halbe Meile von Scekoczeney am linken Ufer der Pelika. Der Feind zog sich etwas zurück, wo er aber alsdann Halt machte, und eine neue Position nahm. Diese Position war in drei Treffen in einer etagenförmigen Höhe, so daß nur immer eins nach dem andern entdeckt und beschossen werden konnte. Um halb zwölf Uhr geschah der erste Schuß gegen Sprotowa, das vor der Front und dem linken Flügel des Feindes lag. Das Bataillon Ehwald und die Kanonen der Avantgarde attakirten und nahmen das Dorf. Hierauf griff man den linken Flügel des Feindes selbst an, welcher, ob die Polen gleich in drei Treffen standen, doch bald geworfen und auseinander gesprengt wurde. Während der Attake ließ der König die Bataillons aus dem zweiten Treffen sich stets rechts vorwärts ziehen, wodurch Kosciusko in seiner

Flanke überflügelt und geworfen ward. Die guten Anordnungen und die kluge Vertheilung der Batterien durch den Herrn Major von Pontanus *) hatten vieles zu diesem Sieg beigetragen, der Prinz Ludwig aber entschied ihn gewissermaßen. Mit der größten Klugheit, Entschlossenheit und Sachkenntniß agirte Er nämlich, mit der Kavallerie die unter seinen Befehlen stand, und hieb dann ein. Der König war mit den Maaßregeln des Prinzen, und der geschickten Ausführung derselben so zufrieden, daß Er Ihn auf dem Schlachtfelde sogleich zum Generalmajor ernannte und Ihm die Freude gewährte, sich diese Stelle, so wie die bis dahin bekleidete, einzig durch eine ausgezeichnete Tapferkeit und rühmliche Entschlossenheit verdient zu haben.

Neben seiner Tapferkeit und Seinem Heldenmuthe wußte Er auch selbst unter den ungünstigsten Umständen ein Beispiel der Pünkt-

*) Der König belohnte diese Thätigkeit, militairische Geschicklichkeit und bewiesene Tapferkeit des Majors von Pontanus durch Ertheilung des Verdienstordens.

lichkeit und Genauigkeit beim kleinen Dienst zu werden.

Bei der Blokade von Landau, welche der Kronprinz kommandirte, stand der Prinz Ludwig auf dem linken Flügel hinter Dammheim mit dem Regiment Anspach Baireuth Dragoner im Lager. Er hatte sich eine Hütte von Brettern und Strauchwerk bauen lassen, worin zugleich ein Kamin zur Feuerung angebracht war. Bekanntlich hatten daselbst nicht nur alle Offiziere, sondern auch alle Gemeine dergleichen Hütten, deren sie, in einer so späten Jahreszeit als der November ist, bedurften. Vor dieser Hütte stand, wie natürlich, ein Dragoner Schildwach. Es war gerade eine sehr kalte und regnichte Nacht, als der Prinz sich beim Kaminfeuer hingesetzt hatte, und eingeschlafen war. Der Wind warf während seines Schlummers das Feuer im Kamin umher, und steckte die Hütte allenthalben in Brand, so daß sogar Seine Kleider schon in Feuer geriethen und alles in heller Flamme stand. Noch schlummerte Er. Der wachsame Dragoner lauschte beim hellen Feuer durch eine Oefnung in der Thüre, sahe Flammen, riß die Thüre aus ihren An-

geln, und schrie: „Mein Gott, Prinz, Füer! Füer!“ (er war ein Pommer) Der Prinz sprang auf, und entkam noch glücklich der Gefahr im Rauch zu ersticken. Wie der Dragoner die brennende Mondirung des Prinzen gewahr ward, so schrie er: „Schlag und Weder (Wetter) Sei brennen ja lichterloh, Prinz!“ Dieser warf den Rock von sich, und stand mit entblößtem Leibe im Regen. Der Dragoner reichte Ihm seinen Wachtroquelaur, und lief in die brennende Hütte, wo er noch das Portefeuille und die Schatulle rettete. Der Prinz hatte unterdessen sein Gewehr genommen. Wie der Dragoner zurück kam und den Prinzen noch da stehend fand, brach er in die Worte aus: „ja, mien Gott, Sei stehen noch hier! Lofent Sei doch hin, und holen Sei Lüde.“ (das Lager war etwa 100 Schritte vorwärts) Der Prinz antwortete: Nein mein Sohn, rette Du nur was möglich ist; ich stehe so lange Schildwache, und darf nicht eher abgehen, bis du mir abgelöst hast. Er gab also hier, trotz der nassen unfreundlichen Witterung, für jeden guten Krieger ein Beispiel, wie groß die Gefahr seyn müsse, bevor der Soldat seinen Posten verlassen dürfe.

Ein Beispiel des guten herzlichen Benehmens zwischen dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig stellte der folgende Morgen nach diesem Vorfall auf. Se. Königliche Hoheit der Kronprinz empfingen den Prinz Ludwig scherzend, bedauerten sehr den erlittenen Brandschaden, und sagten zu den Herren Offizieren von der Garde: Sehen Sie, meine Herren, mein Bruder ist ein armer Mann geworden, wir werden schon eine kleine Kollekte für Ihn sammeln müssen. Der Prinz Ludwig nahm diesen Scherz mit dem Herzen auf, mit dem er gegeben wurde, freundlich und gut, und beide freuten sich daß die Unannehmlichkeit so glücklich abgelaufen war, den Dragoner aber beschenkten sie reichlich.

Wie gütig der Prinz gegen Seine Bedienten war, wenn Er sie erprobt und redlich gefunden hatte, davon nur ein, aber dafür auch ein sehr sprechendes Beispiel.

Er befand sich einst in Freienwalde. Der Jäger, den Er bei sich hatte, war aus diesem Orte gebürtig. Wie Er dies erfuhr, sprach Er zu demselben, er solle gehen, und seine Verwandte besuchen. Der Jäger antwortete, da

Se. Hoheit jetzt ausreiten, und er nicht wisse, wenn Sie zurück kehrten, müsse er bis dahin schlechterdings bleiben. Wenn weiter nichts ist, antwortete der Prinz; lege mir nur eine Bürste zurecht, mir, wenn ich zurück komme, den Staub abbürsten zu können, und gehe: ich bedarf deiner weiter nicht. Diese Antwort von einem Königlichen Prinzen, der sich lieber selbst bedienen, als Seinem Bedienten eine Familienfreude vereiteln wollte, spricht gewiß für die Größe Seines Geistes sowohl, als die Güte Seines Herzens.

Den 26sten December 1793 vermählte Er sich mit der Prinzessinn Friederike Karoline Sophie Alexandrine von Meklenburg-Strelitz. Daß diese Ehe glücklich war, daß Einigkeit, Liebe und Zärtlichkeit stets zwischen dem hohen Paare herrschte, weiß jeder meiner Leser. Ja es ist gewiß, daß Ihr musterhaftes Beispiel und Ihr stets würdiges Betragen, Einfachheit und häusliche Freuden in manche Familien eingeführt haben, wo beide sonst nicht zum Ton gehörten.

Im Sommer 1795 wurde der Prinz zum Koadjutor der Johanniter-Maltheser-Ordens-

Ballei Brandenburg ernannt, und vom Prinz Ferdinand von Preußen zu Sonnenburg feierlich zum Ritter geschlagen, und als solcher eingeführt. Lebhaft war die Freude über diese Wahl bei allen Rittern; der Orden rechnete es sich zur Zierde, ein so würdiges Mitglied erhalten zu haben, und so frohe Aussichten in die Zukunft eröfnet zu sehen. Leider wollte es aber das Schicksal, daß Er so, wie Prinz Heinrich Ferdinand, nicht zur Regierung kommen, sondern wie dieser dem Orden bald wieder entrissen werden sollte.

Wollte ich ein Gemählde aller der Wohlthaten aufstellen, welche der Prinz Ludwig und Seine Gemahlin den Armen täglich erzeigten, so würde ich ein ganzes Buch schreiben müssen. Sr. K. H. der Prinz hatten von Ihren jährlichen 12000 Thlr. Schatullgeldern Ihre Reisen, Kleidungsstücke und erforderlichen Pferde zu bestreiten, und daneben gaben Sie monatlich oft gegen 60 Thlr. an die Armen dahin, ohne die beträchtliche Anzahl derer zu rechnen, denen Sie eine monatliche fortdauernde Unterstützung angewiesen hatten. Manche Wittwe eines ohne Vermögen gestor-

benen Kriegers bekam monatlich 6, 8, 10 und mehrere Thaler. Man kann mit Recht sagen, der Prinz entbehrte, zog sich selbst an Bequemlichkeiten ab, um nur die Armuth nicht weinen zu lassen. Ohngeachtet Seiner vielen Wohlthaten übertrat Er aber nie Seinen Etat, so daß nach Seinem Tode noch mehrere Gelder in Seiner Schatulle vorhanden waren, ohne daß Er irgend einige Schulden gehabt hätte. Sein Regiment liebte Er vorzüglich, das Seine Liebe auch redlich erwiederte, und gab nicht nur mehrere beträchtliche Zulagen, sondern nahm sich auch als wahrer Vater der Kranken, der Invaliden, der Wittwen und Waisen desselben an. Einst fiel Ihm in Schwedt auf der Wachtparade ein bejahrter invalider Dragoner zu Füßen, der 30 Jahre lang mit Ruhm unter der Leibkompagnie gedient hatte, und bat Ihn um eine Unterstützung. Der Prinz befahl ihm aufzustehen, und das Weitere abzuwarten. Nach acht Tagen kam Er auf einmal in Begleitung Seiner Frau Gemahlin vor die Wohnung des Invaliden, eine elende Hütte auf der sogenannten Nipper, oder Niederwiese. Beide traten in dies Haus der Armuth und Dürftigkeit ein,

ließen sich zu einer freundlichen Unterredung mit den betagten Besitzern desselben, dem Dragoner und seiner bejahrten Gattin, herab, überzeugten sich von seinen hülflosen Umständen, und schenkten ihm nicht nur auf der Stelle sechs Friedrichsd'or, sondern setzten ihm auch eine lebenslängliche Pension von 2 Rthlr. monatlich aus.

Der verewigte Prinz verließ sich nie auf andere, gab nie den Einredungen seiner Vertrauten alleiniges Gehör, sondern sahe stets mit eigenen Augen, und urtheilte erst, wenn Er eine Sache selbst untersucht, und sich von der wahren Lage der Dinge gehörig unterrichtet hatte. Folgende Anekdote mag dies wenigstens einigermaßen darthun, und den Leser von einer geringfügigen Sache auf wichtigere Angelegenheiten schließen lassen.

Er hatte einer armen Wittwe eine monatliche Pension zugesichert, die Er ihr stets selbst aushändigte, und ihr zugleich gesagt, daß sie sich in Nothfällen auch ausser der Zeit an Ihn wenden solle. Einst blieb diese arme Wittwe über die Zeit aus, das Ihm auffiel. Er sahe sie, als Er in Seinem Palais im Fenster lag, vorbei gehen, und rief ihr zu: „Madam, kom-

men Sie doch, daß ich Ihnen meine Schuld abtragen kann.“ Sie kam. Warum sind Sie aber so lange ausgeblieben? redete sie der Prinz an. Ich wurde etwas hart von einem Bedienten abgewiesen, erwiederte sie. Er wollte hierauf durchaus sein Personale vortreten, und die arme Wittwe sich den aussuchen lassen, der ihr den Vortritt zu Ihm verweigert. Die Wittwe verbat es sich, unter dem Vorwand, daß sie ihn dennoch nicht werde anzugeben wissen. Nein! sprachen Se. Königl. Hoheit, das darf nicht seyn, daß sich irgend einer meiner Bedienten unterstehe, jemand den Vortritt zu mir zu versagen. Auch den Aermsten und Geringsten will ich mich stets sprechen lassen, und kann ich ihn nicht hören, so will ich es ihm schon selbst sagen, ohne desfalls einem meiner Bedienten ein solches Recht einzuräumen.

Durch diese und tausend ähnliche Thaten erwarb sich denn der Prinz, wie natürlich, nicht nur in Berlin, sondern in dem ganzen Königreiche allgemeine Achtung, Ehrfurcht und Liebe. Alles war auch bei Seinem frühen Tode, welcher den 28sten Dezember 1796 nach einem vierwöchentlichen Krankenlager erfolgte, so ge-

rührt, daß jeder glaubte, er selbst habe verloren, ihm sey ein Vater, ein Sohn oder ein Bruder gestorben.

Wie die Dienerschaft des Prinzen vor Seinen erblaßten Leichnam geführt wurde, brachen mehrere derselben in die Worte aus: Gott! da liegt unser guter menschenfreundlicher Prinz, der uns in Seinem ganzen Leben nie beleidigt hat.

Ein Bedienter lernt seinen Herrn gewiß in vielen Lagen kennen, und muß oft seine Launen, die mürrischen und verdrießlichen, so wie die aufgeheiterten und gefälligen, mit ihm theilen; dieser ungekünstelte Ausbruch der Empfindung Seiner Dienerschaft beim Anblick Seines Leichnams ist also gewiß der redendste Beweis Seines durchaus sich immer gleich gebliebenen und von keinen Launen abhängig gewesenen Charakters.

Im Lenze Seines edlen Lebens
Hat Ihn der Tod dahin gestreckt.
Nun ruht Er — aber nicht vergebens,
Weil Gottes Allmacht Ihn einst weckt.

II.

Rudolf von Habsburg.

Rudolf von Habsburg machte sich in seinem Zeitalter um Deutschland so verdient, daß man noch jetzt seine Thaten anstaunt, bewundert und verehrt, daß man noch jetzt ihn unter die größten Männer seiner Zeit zählt; daß auch nsch der spätere Deutsche sich seiner mit Ehrfurcht erinnern wird; und ich glaube, eine kurze Biographie seines Lebens wird in dieser Sammlung nicht am unrechten Orte stehen.

Am Ende des eilften Jahrhunderts bauete der Bischof Werner von Strasburg mit seinem Bruder, dem Grafen Ratebot, da wo die Aar sich durch das Gebiet des Kantons Bern windet, nach damaliger Sitte auf einen Alpenfelsen

ein Schloß, das den Namen Habsburg erhielt, welchen nachher, als die Grafen, Herren und Edlen sich nach ihren Wohnörtern nannten, die Besitzer desselben gleichfalls annahmen. Jener Landstrich gehörte damals zu dem Königreiche Burgund, welches der Kaiser Konrad der Zweite unter die Lehnsherrschaft des deutschen Reichs brachte. Der eigentliche Ursprung der Grafen von Habsburg, von welchen Rudolf abstammt, verliert sich, wie der von fast allen Fürstenhäusern, in Dunkelheit. Es ist vergebliche Mühe, welche die Geschichtschreiber angewandt haben, dieses Geschlecht von berühmten Römern oder von den fränkischen Königen herzuleiten, zumal da die Berühmtheit der Vorfahren keinen wahren Werth hat. Gewiß ist, daß Rudolfs Vorfahren schon lange vor ihm blüheten, und beträchtliche Güter in Schwaben, in der Schweitz, im Elsaß und in Burgund, erwarben. Sie führten den Titel der Landgrafen von Elsaß, waren also Fürstengenossen, und als Rudolf nach dem Tode seines Mutterbruders, Hartmanns von Kyburg, die Grafschaften Kyburg, Baden und Lenzburg erbte, wurde er einer der mächtigern

Herren in jenen Gegenden. Von Jugend auf, nach dem Geschmacke des Zeitalters, zu ritterlichen Uebungen erzogen und in den Waffen geübt, that er sich früh durch einen geschickten Gebrauch derselben und durch Tapferkeit hervor, womit er zugleich eine seltene Klugheit verband, und große Beweise von seiner Neigung zur Gerechtigkeitsliebe gab. Er überwand den Freiherrn Hugo von Tufstein in einer Fehde, führte die Schweitzer gegen den Bischof von Basel an, kämpfte in Gesellschaft des Königs Ottokar von Böhmen glücklich gegen die Ungern, zwang nachher den Bischof von Strasburg, brachte die Städte Kolmar, Mühlhausen und Regensburg zur Ruhe, und erwarb sich durch seine kleinen Kriege und durch sein Betragen Ansehen und vielen Einfluß in die Angelegenheiten des oberrheinischen Deutschlands. Indeß rührte seine Gelangung zum Kaiserthume doch von einem geringscheinenden Umstande her. Als der neuerwählte Erzbischof von Maynz, Werner von Eppenstein, nach Rom ging, um, wie es die Päpste jetzt von den deutschen Bischöfen verlangen, den Priestermantel zu holen, ersuchte er den

Grafen von Habsburg, ihn wegen der damals herrschenden Unsicherheit auf den Straßen durch einen Theil der Alpen zu begleiten. Dies verrichtete Rudolf mit so vieler Geschicklichkeit, und äußerte dabei in seinen Gesprächen über die öffentlichen Angelegenheiten so viele Einsicht und Entschlossenheit, daß der Erzbischof in ihm den Mann zu entdecken glaubte, welcher der Kaiserkrone würdig, und fähig sey, Deutschland aus der Verwirrung zu reissen. Gerührt über den Biedersinn des Grafen, betheuerte ihm Werner beim Abschiede, daß er Gelegenheit suchen würde, ihm zu danken. Wirklich erinnerte er sich bey der Versammlung der Churfürsten seines ehemaligen Begleiters, und rühmte ihn so sehr, daß sie ihm einmüthig ihre Stimme gaben.

Rudolf war eben in der Belagerung der Stadt Basel begriffen, um die von ihren Gegnern, den Psittichern, vertriebene Faktion des Adels, welche sich die Sterner nannte, wieder in dieselbe einzuführen, als die Abgeordneten der Churfürsten, der Graf von Pappenheim und der Burggraf Friedrich von Nürnberg ihm die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl brachten.

brachten. Ob ihn gleich ein Sterndeuter diese Würde einige Jahre vorher geweissaget haben soll, so gerieth er doch in nicht geringe Verwunderung. Er nahm den Antrag an, schlug der Stadt Versöhnung vor, und diese, welche auch an ihrem Feinde Tugend und Tapferkeit schätzte, war die erste, welche ihm zu seiner Erhebung Glück wünschte und sich auf billige Bedingungen unterwarf. Er machte sich sodann auf den Weg nach Frankfurt; zu Boppard wurden ihm die Reichskleinode überliefert; man empfing ihn mit Beifall, und er wurde zu Aachen nebst seiner Gemahlin Anna von Hohenberg, unter großem Zulauf und Frohlocken des Volks, welches sich freuete, wieder einmal einen Kaiser zu sehen, feierlich gekrönt.

Eine glücklichere Wahl hätte man nicht treffen können. Rudolf war in der That der Mann, wie ihn die damalige Lage Deutschlands erforderte, von vieler Klugheit und Erfahrung, von bewährter Redlichkeit und hohem Muthe, dabei aber nicht so mächtig durch eigene Güter, daß er an die Herstellung der Herrschaft der vorigen Kaiser und an die Un-

terdrückung der Fürsten hätte denken können. Daher rühmt auch der Erzbischof von Kölln in dem Schreiben, wodurch er dem Papste die getroffene Wahl anzeigte: daß Rudolf rechtgläubig, ein Verehrer der Kirchen, ein Freund der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen, mächtig durch eigene Kräfte und mit vielen Mächtigen verwandt, bei Gott beliebt, von einer angenehmen Gesichtsbildung, am Körper abgehärtet und im Kriege gegen die Treulosen glücklich sey!

Nach der herrschenden Denkungsart mußte nun Rudolf bedacht seyn, sich vom Papste anerkennen oder bestätigen zu lassen. Dieses hätte viele Schwierigkeiten haben können, da der zugleich mit Richard gewählte König Alfons in Spanien noch lebte, auch wirklich noch einigen Anhang im Reiche und am päpstlichen Hofe hatte, und also zu befürchten stand, daß sich Rudolf mit demselben in einen Proceß einlassen müsse. Zum Glück war Gregor der Zehnte eben mit der Haltung eines Conciliums zu Lyon, um nochmals einen Kreutzzug nach Palästina, wo die Sachen der Christen gänzlich in Verfall gerathen waren, beschäftigt, als

Rudolfs Gesandte bei ihm ankamen. Alle anwesenden Bischöfe betheuerten dem Papste, daß an Palästina gar nicht zu denken wäre, so lange das Reich nicht beruhigt sey und die Christenheit kein rechtmäßiges Oberhaupt habe. Dennoch ging der römische Hof sehr behutsam zu Werke. Rudolfs Gesandte, der Probst Otto von St. Guido in Speyer und der Burggraf von Nürnberg mußten die den Kaisern Otto IV. und Friedrich II. von den Päpsten vorgeschriebenen Bedingungen, nehmlich die Verzicht auf die Verlassenschaft der verstorbenen Bischöfe, die Beschäftigung der Wahlfreiheit der Domkapitel, die Gestattung der Appellationen nach Rom und die von dem römischen Hofe geschehene Einziehung der Mark Ankona und des Herzogthums Spoletto gut heißen und in Rudolfs Seele schwören: daß er nie die Besitzungen der römischen Kirche, noch die Güter ihrer Vasallen angreifen, kein Amt noch Würde im Kirchenstaate annehmen, den Tod Konradins nicht rächen, die Ansprüche des hohenstaufenschen Hauses nicht hervorsuchen, noch Karln von Anjou im Besitz von Sicilien beunruhigen, und daß er endlich selbst die Churfür-

sten bewegen wolle, ihn zur Beobachtung dieser Versprechungen anzuhalten. Darauf erkannte ihn der Papst nicht nur als römischen König an, sondern lud ihn auch zur Krönung und zu einer Unterredung ein, damit der von ihm gewünschte Kreutzzug desto mehr befördert würde. Ob also gleich Alfons in Spanien fortfuhr, den römisch-königlichen Titel zu führen, auch an einige Fürsten schrieb, daß er dem deutschen Reiche nicht entsagt habe, sondern bald kommen werde, es in Besitz zu nehmen, so ging doch die Zusammenkunft Rudolfs mit dem Papste zu Lausanne vor sich, wo Rudolf nochmals alles, was man von ihm verlangte, beschwor, sich auch zu einem Kreutzzuge anheischig machte, sogar schon sich nebst seiner Gemahlin und vielen Fürsten und Edlen das Kreutz anheften ließ. Da aber Gregor bald darauf starb, so unterblieb sowohl der Kreutzzug als die Krönung des Kaisers zu Rom.

Dieses war für Deutschland von den besten Folgen. Denn nun erhielt Rudolf freie Hände, sein den Deutschen gegebenes Versprechen, mit Gottes Hülfe dem zu Grunde gerichteten gemeinen Wesen Ruhe und Frieden zu verschaf-

sen, und die Unterdrückten durch die Mitwirkung der Stände gegen die Tyranney zu schützen, zu erfüllen. Seine erste Sorge war, die Sicherheit der Landstraßen der Provinzen mit einander wieder herzustellen. Seine vorige Lebensart hatte ihn zu diesem Geschäfte überaus tüchtig gemacht. Er fing sogleich an, Deutschland zu durchziehen, hielt, wohin er ankam, Gericht, und suchte überall Sicherheit des Eigenthums, Ruhe und Ordnung zu vermitteln. Die Fürsten mußten einen Landfrieden beschwören, wodurch sie versprachen, nicht gegen einander Gewalt zu gebrauchen, sondern ihre Beschwerden auf gütlichen und rechtlichen Wegen auszuführen, den Uebertretern sich zu wiedersetzen, sie als Aufrührer zu betrachten, und den Angegriffenen beizustehen.

Mit einigen Mächtigern errichtete er in dieser Rücksicht besondere Verträge. Andere machte er sich durch ihre Vermählung mit seinen Töchtern geneigt. Die kleinern Räuber aber verfolgte er mit aller Schärfe bis in ihre Schlupfwinkel.

Darauf wandte er sich gegen diejenigen, welche ihn nicht anerkennen wollten. Es war

gebräuchlich, daß die Fürsten und Vasallen des Reichs sich von dem neuen Könige binnen Jahr und Tag belehnen lassen und den Eid der Treue leisten mußten, wenn sie nicht ihrer Lehne und Würden verlustig werden wollten. Der König Ottokar von Böhmen, welcher zugleich Oesterreich, Steyermark, Krain und Kärnthen besaß, und der Herzog Heinrich von Niederbaiern, versäumten beides. Ottokar spielte damals eine glänzende Rolle. Er hatte die Ungern besiegt, und glückliche Kreutzzüge gegen die heidnischen Litthauer und Preußen verrichtet, wo er das von ihm benannte Königsberg anlegte und befestigte. Vielleicht hatte er sich selbst Hoffnung zur Kaiserkrone gemacht, und verwarf die an ihn erlassene Ladung zur Belehnung und Eidesleistung mit Verachtung. Er erschien nicht nur nicht auf den zu diesem Ende angesetzten Tagefahrten vor dem Kaiser, sondern wollte sogar durch seinen Gesandten, den Bischof Bernhard von Sekkau, auf dem Versammlungstage zu Augsburg beweisen lassen, daß Rudolfs Wahl ungültig sey, worüber aber die Fürsten so aufgebracht wurden, daß sie den Bischof, wenn er sich nicht schleunig

entfernt hätte, zur Thür hinauswerfen wollten. Ottokar wurde wegen seines Ungehorsams in die Acht erklärt.

Als nun der Krieg unvermeidlich war, rückte Rudolf, indem er das Anerbieten eines Edelmanns, den König meuchelmörderisch umzubringen, mit Abscheu verwarf, mit seinen Freunden ins Feld. Er bemächtigte sich in kurzer Zeit Oesterreichs, wo die mit der drückenden böhmischen Regierung höchst unzufriedenen Einwohner ihn willig aufnahmen. Da auch inzwischen der Herzog Heinrich, sich mit dem Kaiser aussöhnte, und dieser neue ernsthafte Anstalten traf, in Böhmen einzudringen, so wurde Ottokar, ob er gleich eine grosse Kriegsmacht zusammengebracht hatte, schüchtern. Er ließ durch den Bischof Bruno von Olmütz um einen gütlichen Vergleich bitten, welches auch Rudolf sogleich gewährte. Die von beiden Seiten gewählten Schiedsrichter setzten fest, daß die gegen Ottokar ergangene Acht aufgehoben, Friede und Versöhnung Statt haben, der König ganz Oesterreich und Egger wieder herausgeben, dagegen mit Böhmen und Mähren belehnet werden, und daß der böhmische Kron-

erbe eine römische königliche Prinzessinn heyrathen solle. Darauf kam Ottokar in Rudolfs Lager, bat um Verzeihung und wurde am 30sten Christmonats 1276 feierlich belehnt, wobei die Pracht des von Golde und Edelsteinen schimmernden Königs gegen die einfache Kleidung des Kaisers ungemein abstach.

Nun setzte Rudolf seine Bemühungen Deutschland zu beruhigen, eifrigst fort. Besonders bestrebte er sich, in den österreichischen Ländern die Ordnung herzustellen und die Gemiether der Eingesessenen zu gewinnen. Aber der Friede war nicht dauerhaft. Ottokars Gemahlin Kunigunde, eine stolze russische Prinzessin, spornte den König durch bittere Vorwürfe an, sich zu rächen. Er säumte also nicht nur, seine Versprechungen zu erfüllen, gab die Gefangenen nicht los, drückte die Freunde des Kaisers, sondern erklärte sogar, daß er von jenem Schiedsspruche nichts wissen wolle. Rudolf sammelte sogleich ein Heer, welches er, ob es gleich gegen das Böhmische sehr klein war, mit ungemeinem Muthe beseelte. Es kam am 26sten Aerntemonats 1278 zur Schlacht. Auf beiden Seiten fochte man mit der größten

Erbitterung. Rudolf wurde, da er einen heftigen Angriff auf die Feinde that, vom Pferde geworfen und konnte sich kaum mit seinem Schilde decken, daß er nicht zertreten wurde. Ottokar, entschloß sich, lieber das Leben, als den Sieg zu verlieren, focht, als schon ein Theil seines Heers niedergehauen, oder in die Flucht getrieben, und sein Pferd gefallen war, noch zu Fuße mit dem Muthe eines Riesen, bis er getödtet wurde. — Von diesem Tage an rechnet das Haus Oesterreich seine Größe. — Denn Rudolf dachte nun, nachdem er auch Mähren sich unterworfen, in Böhmen aber den Markgrafen Otto dem langen von Brandenburg die Vormundschaft über Ottokars Sohn, den jungen König Wenzesla, dem auch noch die kaiserliche Tochter Guta zur Gemahlin versprochen wurde, überlassen hatte, nach seiner Zurückkunft in Wien ernstlich darauf, diese mit so vieler Gefahr und Aufopferung wieder erworbenen Länder seinem Hause zuzuwenden. Nachdem er eine Ladung erlassen, daß alle, welche Ansprüche auf dieselbe zu haben glaubten, solche zeitlich anbringen und ausführen mögten, und nachdem er die Einwilligung der Kurfürsten

durch sogenannte Willebriefe derselben sich verschafft hatte, übergab er auf einer zahlreichen Versammlung von Fürsten und Herren zu Augsburg 1282 seinen Söhnen Albrecht und Rudolf die Länder Oesterreich, Steyermark, Krain und die windische Mark mit allem Zubehör.

Dieser Zuwachs an Macht verschaffte Rudolfs Unternehmungen, Deutschland zu beruhigen, die störrigen Köpfe zu bändigen, die Aufrührer, Gewaltthäter und Räuber zu verfolgen und zu bestrafen, noch stärkern Nachdruck. Nachdem er in Süden den Ruhestand befestiget hatte, wandte er sich mit größrer Aufmerksamkeit nach den nördlichen Gegenden. Er hielt 1289 zu Erfurt einen Reichstag, wo er die anwesenden Stände nochmals den Landfrieden beschwören, und 29 zu Ilmenau gefangene Edelleute, welche über der Räuberei ergriffen waren und die sich gegen den Landfrieden vergangen hatten, henken, und 66 Burgen zerstören ließ. Der Graf Eberhart von Wirtemberg hielt es für eine so rühmliche Gewohnheit, seine Nachbarn gewalthätig zu behandeln, daß er zu sagen pflegte: Gottes Freund, und aller Welt Feind! Vergeblich brachte ihn der

Kaiser einige Mal zur Ruhe. Endlich mußte er ihn ernstlicher angreifen, um ihn zu demüthigen. Er nahm ihn seine Schlösser und ließ die Mauern seiner Hauptstadt Stutgard niederreissen. Gewöhnlich aber bediente sich Rudolf glimpflicher Mittel. Er saß nicht nur täglich im Gerichte und hörte und erörterte die Beschwerden der Klagenden mit unermüdeter Geduld und Sanftmuth, sondern er reisete auch oft eigends dahin, wo Partheien in einer Fehde begriffen waren, und stellte sich, wenn sie sich wegen des noch üblichen Faustrechts nicht in ein ordentliches Gericht einlassen wollten, selbst als Schiedsrichter auf, oder schickte jemanden ab, der an seiner Statt die Sache vermitteln sollte. Wenn dieses alles nichts fruchtete; so stand er dem bei, dessen Sache er für die Gerechte hielt, und suchte den Widerspänstigen durch Gewalt zur Ruhe und Genugthuung zu zwingen. Daneben war er auch bedacht, die kaiserlichen Gerechtsame und die ehemaligen königlichen Kammer- oder Tafelgüter, so viel jetzt noch geschehen konnte, wieder herzustellen. Einige Stände zwang er, die erst neulich an sich gerissenen Stücke herauszugeben, wobey er

selbst der Geistlichen nicht schonte. Oft erlegte er den Pfandschilling, um versetzte Krongüter wieder einzulösen. Auch gegen die Auswärtigen suchte er das Ansehen und die Gerechtsame des Reichs zu behaupten. Als die Großen Burgunds sich zu sehr auf französische Seite neigten und besonders der Graf von Mömpelgard den Bischof von Basel beunruhigte, ging Rudolf dahin, belagerte Besançon, zwang die Grafen ihm den Lehenseid zu leisten und ließ dem Könige Philipp von Frankreich, als derselbe ihm andeuten wollte, diese Gegenden zu verlassen, entbieten, „daß es wegen der Herrschaft über Burgund darauf ankommen würde, wessen Schwert das Längste sey." Auch zwang er den Herzog von Savoyen, die deutsche Lehnsherrschaft zu erkennen und die an sich gerissenen Reichsgüter herauszugeben.

Bei diesen heilsamen, oft weitläuftigen und schweren Beschäftigungen in Deutschland, wo Rudolf dennoch das Faustrecht nicht gänzlich aufheben und nicht alle Mißbräuche dämpfen konnte, mußten es ihm die Deutschen desto leichter verzeihen, daß er die kaiserlichen Rechte über Italien nicht wieder empor

brachte. Zwar gab er dort nicht alles verlohren. Weil er aber dem römischen Hofe, der mit allem, was die Politik feines und die Religion schreckbares hat, umschanzt war, nichts als gesunden Menschenverstand, Biedersinn und einen zwar unerschrockenen, aber von den Fürsten nie genug unterstützten Muth entgegen stellen konnte; so mußte er dem Pabste das Exarchat und andere Provinzen und Städte im Mittelitalien, oder die sogenannte mathildische Erbschaft überlassen, und sogar die Willebriefe der Churfürsten darüber verschaffen. Selbst in Italien, in jene Tiegerhöhle, wo der Rückweg zweifelhaft war, zu gehen, davon schreckte ihn die Erinnerung an seine unglücklichen Vorgänger ab, und die Liebe zu seinem Vaterlande fesselte ihn, sich demselben nicht zu entziehen. Jedoch schickte er mehrmals Statthalter dahin und erhielt auch in der Ferne durch sein Ansehen den größten Theil der Lombardey und Toskana in der Abhängigkeit. Noch weniger konnte er an Sicilien denken. Nachdem er den gewaltsamen Inhaber desselben, Karln von Anjou gezwungen hatte, die angemaßte Statthalterschaft über Italien niederzulegen, bestätigte er dessen Enkel

Karl Martel in dem Besitz von Provence und gab demselben sogar seine Tochter Clementine zur Gemahlin. Hiedurch wurde das Haus Habsburg zum erstenmale mit dem Französischen verschwägert, worüber Rudof, wie er sich ausdrückte, eine ungemäße Freude empfand. — Auch blieb er ruhig, als dieses französische Königsgeschlecht durch seinen Uebermuth und durch seine unerträgliche Regierungsart jenes Reich verlor. Johann von Procida, ein Edelmann aus Salerno, der die Rechtsgelehrsamkeit und Arzneiwissenschaft trieb, und das hohenstaufensche Haus enthusiastisch liebte, faßte den Entschluß, den französischen Prinzen aus Sicilien zu vertreiben und sein Vaterland von dessen Joche zu befreien. Zuerst ging er nach Konstantinopel um den Kaiser Michael Paläologus gegen Karl aufzubringen. Darauf beredete er den König Peter von Arragonien, die Ansprüche seiner Gemahlin, einer Tochter Manfreds aus hohenstaufenschen Geblüte, auf Sicilien auszuführen, und legte auf der Insel selbst eine Verschwörung dergestalt an, daß 1282 am dritten Ostertage auf das zur Vesper gegebene Zeichen alle Franzosen, 8000 Mann

an der Zahl, binnen einer Stunde umgebracht wurden, worauf alsdann Peter landete und als König anerkannt wurde.

Unterdessen fuhr Rudolf in seinem väterlichen Eifer für Deutschlands Wohlfahrt fort. Er schlichtete 1290 den Streit wegen der Erbfolge in Thüringen, woran der Herzog von Braunschweig, Albrecht der Große, Theil nahm, aber in einem Treffen in die Gefangenschaft gerieth, woraus er sich mit großer Aufopferung lösen mußte, dahin, daß das Land unter den Markgrafen von Meißen und dem Abkömmlinge der Herzogin von Brabant, Ludwig dem Kinde in Hessen, getheilt seyn solle. Schwaben und Franken reinigte er nochmals von Räubern und bezwang einen Betrüger, der am Rheine auftrat und sich für den aus Palästina zurückgekehrten Friedrich den Zweiten ausgab. Da er sah, daß Deutschland durch die schwankende Kaiserwahl gewöhnlich jedesmal veruneiniget wurde, und um die Besitzungen seines eigenen Hauses zu sichern, so suchte er auf dem Reichstage zu Frankfurt die Churfürsten zu bewegen, seinen Sohn zum römischen König zu wählen. Allein da viele

Stände schon die Habsburg-österreichische Macht zu fürchten anfingen, Rudolf auch einige Bischöfe durch die Zurückforderung der Reichsgüter und besonders der Erzbischof von Mayntz dadurch, daß er ihn nöthigte, den Bachau herauszugeben, sich abgeneigt gemacht hatte, lehnten sie seinen Antrag unter dem Vorwande, daß das Reich nicht zugleich zwei Herren ernähren könne und mit Hülfe des päbstlichen Gesetzes, nach welchem der Sohn nicht auf den Vater folgen solle, dahin ab, daß sie die Sache auf eine weitere Berathschlagung aussetzten. Mißvergnügt über diese unerwartete Weigerung, die in seinen Augen Undankbarkeit scheinen konnte, verließ er Frankfurt, um, da er die Abnahme seiner Lebenskräfte merkte, zu Speier zu sterben; aber der Tod übereilte ihn schon zu Germersheim am 15ten Heumonats 1291 im 73sten Jahre seines Alters, nachdem er 17 Jahre regiert hatte.

Man kennt wenige Fürsten welche die Offenheit im Betragen mit der Kunst zu regieren so vollkommen zu verbinden wußten als Rudolf. Sein natürlicher Scharfsinn siegte über alles Klügeln der Staatskunst, und durch seinen

Edel-

Edelmuth gewann er alle Herzen. Er verstellte nie seine Absichten, sondern suchte seinen Zweck immer durch grade Mittel auf offenen Wegen zu erreichen. Manches Kabinet würde sich schämen müssen, wenn es sein arglistiges Verfahren mit den Handlungen dieses Kaisers vergleichen wollte. — Ob er gleich zu der höchsten Würde in Europa erhoben war, so behielt er doch seine altväterliche, schweizerische Einfalt in den Sitten bei. Er blieb ein erklärter Verächter aller Ueppigkeit, Pracht und Weichlichkeit, und schätzte und belohnte die Menschen nur nach ihren Verdiensten, nicht nach den eingebildeten Vorzügen der Geburt. Als daher einer seiner Kriegsobersten, Namens Hans Taste, wiederholt um die Ertheilung der Adelswürde gebeten, Rudolf aber diesen sonst braven Mann immer davon abgerathen hatte, dieser aber dennoch wieder darum nachsuchte, ertheilte sie ihm der Kaiser wirklich im Unwillen mit den Worten: ei mein frommer Hans Taste, so du willt heisse fortan meinethalben Hans von Taste! — Seine Lebensart war einfach und ungekünstelt. Im Felde flickte er seinen blauen Rock selbst, und aß von

der Kost seiner gemeinen Krieger, wenn sie auch nur in rohen Rüben bestand. Als seine Wache geringscheinende Leute, die ihn sprechen wollten, abwies, sagte er: bin ich denn deswegen zum Kaiser gewählt worden, daß man mich einschließe? Eine Frau, welche auf ihn geschimpft hatte, bestrafte er damit, daß sie ihre Schimpfworte in Gegenwart des Hofes, da er auf dem kaiserlichen Stuhle saß, wiederhohlen mußte. Er war sehr lebhaft, stets munter und ein großer Freund scherzhafter Einfälle. In der Kriegswissenschaft war er der Größte seiner Zeit. Er machte zuerst in Deutschland von Schiffbrücken Gebrauch. Die deutschen Krieger schätzte er so sehr, daß er einst vor seinem Heer sagte: er getraue sich mit viertausend deutschen Reutern und vierzigtausend Mann deutschen Fußvolks gegen jede Macht den Sieg zu erfechten. So wie er die deutsche Nation jeder andern vorzog, und daher den deutschen Reichsangelegenheiten alle übrige Sachen nachsetzte, so liebte er auch besonders die deutsche Sprache, und führte den Gebrauch derselben in seinen öffentlichen Schriften ein. Auf dem Reichstage zu Regensburg unterbrach er des

Bischof Bernhard von Sekkau lateinische Rede mit den Worten: Bischof, wenn ihr mit einem andern Geistlichen etwas auszumachen habt, so sprecht immerhin Lateinisch; wenn es aber mich, oder die Reichsrechte angeht, so redet Deutsch! Wegen seiner Gerechtigkeitsliebe nannte ihm ein damals lebender Fürst: das Lebendige Gesetz, und durch seine Ehrlichkeit hat er sich in dem Herzen der Nation ein bleibendes Denkmahl gestiftet; denn man pflegte lange nach ihm von demjenigen, der sein Wort nicht hielt, zu sagen; der hat Rudolfs Redlichkeit nicht.

Rudolf that für das Vaterland alles, was den Umständen nach nur noch möglich war. Er riß es aus der Anarchie, rettete die Selbstständigkeit der Nation, fügte die getrennten Theile wieder zusammen, stellte Ruhe und Regierungsform her, führte Gesetze und Obrigkeit, deren Name unbekannt und verhaßt geworden war, zurück, und so ist er nicht nur der Urheber eines glänzenden Fürstenhauses, sondern auch in der That der zweite Schöpfer des deutschen Reichs geworden.

III.

Peter der Große.

Zaar von Rußland.

Peter der Erste — von seinen Unterthanen, seinen Zeitgenossen und der Nachwelt der Große genannt — war der jüngste von drei Söhnen, welche der Zaar Alexei hinterließ. Feodor, der Erstgeborne, trat in seinem neunzehnten Jahre die Regierung an, und bestrebte sich, das große Werk, das sein Vater angefangen hatte, auf alle Weise zu vollführen, konnte aber dieses, da er nur sechs Jahre auf dem Throne saß, und noch dazu kränklich war, bei weitem nicht in dem Maaße, wie er es eifrig gewünscht hatte, sondern dieses war seinem erhabenen Bruder, den wir bald als Peter den Großen werden auf den Schauplatz treten sehen, vorbehalten. Indessen ließ ers

nicht unversucht, das Kriegswesen auf einen bessern Fuß zu setzen, und viele alte, aber äusserst schädliche Gewohnheiten und Einrichtungen unter seinem Adel auszurotten, indem er sich bemühete, jenes auf deutsche Art einzurichten, und bei letztrem das bisherige sogenannte Dienstregister aufzuheben. Nach seinem Tode wurden die wenigen Jahre bis zum Antritte der Regierung Peters des Ersten im Jahr 1689 unter mancherlei Abwechselungen und vielen Unruhen zugebracht. Zwar hatte Feodor seinen jüngern Bruder Peter, mit Ausschließung des ältern aber blödsinnigen Iwans, zu seinem Nachfolger bestimmt; allein seine Schwester Sophia, eine Dame von ausnehmender Schönheit und einem guten Verstande, aber — Schade um sie! — einem schlechten Herzen, glaubte, den jetzt erst zehn Jahr alten Peter leicht übersehen zu können, setzte alles in Bewegung, um die Regierung des Reichs in ihre Hände zu bekommen, und bediente sich der unwürdigsten, niedrigsten Mittel, worunter besonders die von ihr erregten und unterhaltenen Rebellionen der Strelitzen gehören, um die ihren Absichten widrigen Großen aus

dem Wege zu räumen. Ein Glück war es, daß sie nachher den großen Minister Feodors, den Fürsten Galizin, auch zu ihrem ersten Staatsbedienten machte. Doch, Sophia konnte nicht länger als sieben Jahre des glänzenden Glücks, sich als Beherrscherin von Rußlands Throne zu wissen, erfreuen, denn der rastlose Geist eines Peters suchte sich mit Ungestüm aus der ihm unerträglichen Unthätigkeit loszureißen.

Peter war schon als Kind mit allen den Anlagen begabt, welche, wenn sie auf die gehörige Weise entwickelt und in die ihnen angemessene Wirksamkeit gesetzt werden, diejenigen großen Genies hervorbringen, welche die Bewunderung ihrer Mitbürger und nicht selten auch der Nachwelt erregen. Er verdient aber doppelte Bewunderung; denn er ward von seinem Vater, noch mehr aber von seiner regierenden Schwester, bei der ein ungemessener Ehrgeitz und eine Begierde nach Alleinherrschen allen andern Neigungen untergeordnet waren, absichtlich vernachlässigt. Mich dünkt, diesen Umstand müsse man bei der Beurtheilung und Erwägung der Frage: War Pe-

ter wirklich der große Mann, zu dem man ihn gewöhnlich erhebt? nie aus den Augen lassen. Unstreitig verdient er unsre ganze Bewunderung auch bei allen ihm eigen gebliebenen Fehlern; da er, in seinen jüngern Jahren völlig sich selbst überlassen, von keinem weisen Führer geleitet, gewöhnlich von Nichtswürdigen umgeben, sich doch bald nachher zu einer Höhe emporschwang, die vor ihm noch wenige Fürsten erreicht haben.

Peters Vater, Alexei, hatte, da der ältere Sohn Feodor zu seinem Nachfolger bestimmt war, wenigstens nie die Sorgfalt auf seine Erziehung gewendet, die er gewiß nicht würde versäumet haben, wenn er sich in seinem jüngern Sohn den Thronerben gedacht hätte, und die er wirklich bei Feodor mit vielem Nutzen anwendete. Und seine Schwester Sophia? — sie hatte ja, um ihres elenden Zwecks nicht zu verfehlen, nichts angelegentlicheres zu thun, als ihren jungen Bruder ganz von allem, was nur einem Regierungsgeschäfte ähnlich sahe, abzuziehen, und ihn, wo möglich, seine besten Jahre in rauschenden Vergnügungen und unnützen Zeitvertreiben verleben zu lassen, um

selbst, sowohl jetzt als in der Folge, mit desto größrer Uneingeschränktheit das Staatsruder führen zu können. In wie fern sie aber ihre Absicht erreicht habe, das kann man daraus sehen, daß Peter, da er kaum siebenzehn Jahre alt war, sich zu ihrem größten Verdrusse, ohne viele Weitläuftigkeiten zu machen, in die Regierungsangelegenheiten mischte, und sogar auf eine ziemlich derbe Weise erklärte, daß er nicht zu jung mehr sei, um seiner Schwester vormundschaftlichen Regierung entbehren zu können. Unter solchen Umständen war es freilich nichts unerwartetes, wenn die Prinzessin, die sich schon bei ihrem vorigen Streben nach der Regierung so manches elenden Mittels bediente, sich jetzt, da sie auf einmal alle ihre Entwürfe gescheitert sahe, ein recht schändliches erlaubte, und einen schwarzen Anschlag auf das Leben ihres, seine Rechte zurückfordernden Bruders, faßte. Ehe dieser Anschlag aber völlig reifte, ward er schon durch Peters Wachsamkeit und Klugheit vereitelt, die Verschwörung, an welcher nächst der Prinzessin der Chef der Strelitzen den stärksten Antheil hatte, entdeckt, und Sophie konnte sich noch glücklich schätzen, daß

ihr rascher Bruder in seinem Feuereifer ihr zur Strafe kein härteres Schicksal bestimmte, als den glänzenden Thron mit der einsamen klösterlichen Zelle zu vertauschen.

Peter sahe sich nun im Besitze der Alleinherrschaft. — Wie viele Menschen an seiner Stelle, nach einer solchen Erziehung, auf einem solchen völlig unumschränkten Posten, würden mit der Gleichmüthigkeit und Selbstüberwindung, mit dem alles richtig überlegenden Geiste und dem kaltblütigen Nachdenken gehandelt haben, wie es Peter wirklich that? Statt sich jetzt, wie die Geschichte der meisten jungen Fürsten ausweiset, den Vergnügungen und Wollüsten in die Arme zu werfen, und die lästigen Regierungssorgen den Ministern zu überlassen, beschäftigte er sich Tag und Nacht mit dem fruchtbaren Gedanken, wie er seine Nation auf die möglichst beste Art aus ihrer Barbarey herausziehen könne. Schon während der Regierung seiner Schwester war er, statt sich ihren Wünschen gemäß der Sorgen um den Zustand des väterlichen Reichs völlig zu entschlagen, obgleich ziemlich unbemerkt, auf alle Mängel desselben aufmerksam gewesen; insonderheit erstreck-

te sich seine Aufmerksamkeit schon damals auf alles, was zum Kriegswesen, insonderheit zur Schifffahrt, gehörte. Auch hier hatte er anfänglich ein großes Hinderniß, das in ihn selbst gegründet war, zu überwinden. Eine ihm natürliche Furcht vor dem Wasser bekämpfte und besiegte er mit eben so vieler Anstrengung als ausdaurender Standhaftigkeit; er ließ sich Schiffe bauen, und gab, um alles praktisch zu lernen, selbst den Steuermann ab. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung durchkreuzte er auch schon das weiße Meer, eine Fahrt, die vor ihm noch kein Zaar unternommen hatte. Der bisherige elende Zustand der Landtruppen war seinem forschenden Auge nicht entgangen. Die regelmäßigen Soldaten bestanden größtentheils aus Ausländern, und Peter wünschte nichts sehnlicher, als seine Russen selbst zu geübten Kriegern zu bilden. Ein sehr erfahrner Offizier, Le Fort, von Geburt ein Genfer, war hier sein Mentor; denn nie verließ sich Peter ganz auf seine eigenen Kräfte, so lange er sich bewußt war, daß geprüfte Erfahrung ihm selbst noch fehle. Ja! wer muß ihn nicht bewundern, wenn er, um aus den Anweisun-

gen dieses Feldherrn den möglichst großen Nuzzen zu ziehen, und um seine Russen mit seinem eigenen Beispiele vorzugehen, ihnen die nöthige Subordination und Disciplin — denn gerade hieran gebrach es ihnen — zu empfehlen, unter dem Regimente des Le Fort ganz von unten auf, als Trompeter, denn als Soldat, Unteroffizier und als Lieutenant diente, ohne von seinen Kameraden irgend einen Vorzug zu verlangen? — Aber dafür genoß er auch schon in dem *1696* ausgebrochenen Kriege mit den Osmanen das Vergnügen, zu sehen, daß seine Thätigkeit, seine Anstrengung und sein Beispiel einen so wohlthätigen Einfluß auf seine Truppen gehabt hatte, daß die Feinde geschlagen, die Festung Asow erobert, und die türkische Flotte zum Weichen gebracht wurde. In diesem Kriege fochte er als Freiwilliger. Wer muß ihn nicht in seiner Bescheidenheit und seinem Edelmuth verehren, wenn er höret, daß Peter, der unstreitig an den unerwartet glücklichen Begebenheiten dieses Krieges, den größten Antheil hatte, bei dem feierlichen Einzuge in Moskau allen höhern Befehlshabern des Heeres, indem er hinter ihnen herging,

den Vorrang ließ, um zu zeigen, daß nicht ihm, sondern seinen Generalen der Ruhm gebühre.

Aber er hatte nicht bloß die Verbesserung des Kriegeswesens, sondern auch die Aufklärung und Veredlung seiner Nation selbst zum Gegenstande seiner ungetheilten Aufmerksamkeit gemacht, und diesen edlen Zweck wollte er vorher erst an sich selbst erreichen. Daher entschloß er sich zu einer Reise in die gebildeten Länder Europens, um die ihm fehlenden Kenntnisse zu sammlen und sie denn auf seine Nation anzuwenden. Er legte die Regierung auf eine Zeitlang nieder, um durch andere Fürsten und Nationen belehret, sie mit desto mehr Geschicklichkeit wieder übernehmen zu können.

Auf dieser ersten Reise (eine zweite nahm er gegen das Ende des großen schwedischen Krieges vor) beobachtete er in Deutschland und Holland alles mit aufmerksamer Lernbegierde, die am meisten ihre Nahrung an dem treflich eingerichteten Schiffsbau in Holland fand. Auf eine ähnliche Weise, wie er unter Le Fort von der untersten Stufe an diente, um den Dienst recht gründlich zu lernen,

handelte er auch zu Saardam, um ein guter Seemann zu werden. Er ließ sich daselbst unter die Schiffszimmerleute einschreiben, kleidete sich, lebte und arbeitete wie sie. Er bereicherte nachher seine Kenntnisse noch in andern Künsten und Wissenschaften, und ging dann nach England über, wo er über die herrliche Verfassung der englischen Flotte in ein solches Entzücken gerieth, daß er ausrief: Wär ich nicht zum Zaar geboren, so möchte ich erster Admiral der englischen Flotte seyn! — Auch in den kultivirten England waren des wißbegierigen Prinzen Augen auf alles gerichtet, dessen Kenntniß ihm einst zur Veredlung und Aufklärung seiner Russen nützlich werden konnte. Aber nicht bloßer Zuschauer, bloßer Beobachter blieb er, sondern legte auch selber Hand an. Unter den vielen Künstlern, Seeleuten und Wundärzten, die er aus beiden Ländern mitnahm, ist in der russischen Geschichte besonders ein Schottländer, Namens Ferguson merkwürdig, der nachher in Rußland unsere gewöhnliche Rechenkunst einführte, statt daß man sich bisher in diesem Lande, beinahe nach Art einiger wilden Völker in Ame-

rika, einer auf Drath gezogenen Reihe Kugeln zum Zählen bediente.

Eben befand sich der Zaar auf seiner Rückkehr aus England (im Jahr 1698) in Deutschland, und war im Begriff nach Venedig zu gehen, als ein von seiner Schwester Sophie zum drittenmale erregter Aufruhr, seine Gegenwart in Moskau nöthig zu machen schien. Diese unruhige ehrsüchtige Dame bediente sich zu Erreichung ihrer treulosen Absichten, eines Theils der Strelitzen und der unzufriedenen Geistlichkeit. Schon lange war des Zaars Seele mit Widerwillen gegen jenes fürchterliche Korps und gegen den übermächtigen Patriarchen erfüllt; jetzt stieg sein Zorn aufs Aeußerste. Er sah es deutlich genug voraus, daß ohne beider Demüthigung oder Vernichtung nie sein großer Plan würde ausgeführet werden können. Die Strelitzen waren ein Korps von vierzigtausend Mann, welche bisher außerordentliche Freiheiten genossen hatten, die sie denn, wie die Janitscharen in Konstantinopel nur zu sehr misbrauchten, daher sie nicht selten ihren eigenen Fürsten fürchterlich wurden, sobald sie sich beleidigt fühlten. Mit vieler Gefahr,

aber auch mit einer Härte, die man Grausamkeit nennen müßte, wenn nicht das Wohl des Staats jene grausenvollen Auftritte gleichsam nothwendig gemacht hätte, um welcher Willen man Petern so oft getadelt hat, vollendete der Zaar seinen Vorsatz, das Korps der Strelitzen auf ewig zu vernichten, und an ihre Stelle ein auf deutschen Fuß eingerichtetes Korps von sechszig tausend Mann zu errichten. Da er, wiewohl etwas später, der Patriarchenwürde auch ein Ende gemacht, und also die beiden größten Hindernisse, die ihm bei seiner Reformation im Wege standen, weggeräumt hatte, so fing der thätige Mann muthig an, seine edlen Absichten, in Ansehung der Nation selbst, auszuführen. Ich werde, um nicht weitläuftig zu werden, seine Verbesserungen nur der Hauptsache nach, und mit wenigen Worten berühren.

Peter gebot, daß man sich bei mündlichen oder schriftlichen Anreden an ihn, nicht mehr Sklav, sondern Unterthan nennen; daß man sich, wie die übrigen Europäer kleiden; (hiervon wurden indeß der Landmann, die Kalmükken, Tartaren und Kosaken ausgenommen) daß inskünftige der bisherige übertriebene

Zwang, der im Umgange zwischen beiden Geschlechtern geherrscht hatte, aufhören; daß künftig sich jeder seine Gattinn selbst wählen sollte; er erlaubte, ja, er beförderte und unterstützte nachdrücklich, das bisher verbotene Reisen in fremde Länder; veränderte den Kalender dahin, daß man nicht wie sonst, das Jahr mit dem September, sondern mit dem Januar anfangen sollte; er schränkte die vorige despotische Gewalt der Statthalter dadurch ein, daß er den Städten und Dörfern besondere Beamten gab; legte Fabriken und Manufakturen an, deren es bisher nur einige wenige, von geringer Bedeutung gab. Eben so sehr ließ er sich die Aufklärung seiner Russen durch eine verbesserte kirchliche Verfassung angelegen seyn: die bisherige geringe Anzahl von Schulen wurde vermehrt; nützliche Bücher, welche er theils aus andern Sprachen ins Russische übersetzen, theils neu verfertigen ließ, wurden gedruckt und der zahlreiche Mönchsstand durch eine weise Verordnung eingeschränkt.

Wie hätte Peter alles dieses, wozu nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge lange Jahre gehört hätten, mit Erfolge unternehmen, und noch

dazu — was ihn in den Augen der Nachwelt unendlich erheben muß — mitten in einem gefährlichen Kriege, den er gegen Schweden unternahm, größtentheils ausführen können, wenn er nicht auf seinen unerschöpflichen und standhaften Geist, der viele wichtige Geschäfte zu gleicher Zeit umfaßte, hätte rechnen dürfen? Dieser Krieg mit Schweden schien ihm zur Begünstigung seiner Lieblingsidee, eine gute Flotte zu errichten, nothwendig. Außer dem entlegenen Archangel hatte er noch keine beträchtliche Seestadt. Wie schön lag in seinem Plan Liefland mit seinen Städten, und wie günstig schien ihm die politische Lage Schwedens! Aber wie sehr betrog er sich in dem jungen, wie es scheint, ganz unbedeutenden Karl dem Zwölften! Die russische Armee, die Voltaire in seiner Histoire de Charles XII. auf 80,000 Mann angiebt, die aber doch eigentlich wohl kaum die Hälfte dieser Anzahl ausmachte, erlitt im Jahre 1700 bei Narwa, welches sie belagerte, von einem Korps der treflichen Armee des rüstigen Karls, das etwa sieben bis achttausend Mann stark war, jene berühmte außerordentliche Nieder-

lage. Peter sagte indessen, nachdem die ersten Augenblicke der Bestürzung vorüber waren: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden, aber endlich werden wir auch lernen, sie zu schlagen.“ Ein Glück für ihn, daß Karl nicht nur eine zu geringe Meinung von den Russen hatte, sondern sich auch ohne Noth mit den Königen von Dännemark und Pohlen herumschlug. Ohne diese beiden, für den raschen Karl in der Folge so unglücklichen Umstände, würde Peter wohl nie Ingermannland und einen Theil von Liefland erobert haben. — Seine Soldaten lernten wirklich das Kriegführen immer mehr, und Peter suchte auch wohl, wie z. B. 1704 bei der Eroberung von Narwa, die fehlende Mannszucht, mit dem blutigen Degen in der Hand, einzuführen. Ohne mich ins Detail dieses schwedischen Krieges einzulassen, führe ich nur an, daß der Zaar endlich nach einem beinahe neunjährigen Kriege das Glück hatte, durch die entscheidende Schlacht bei Pultawa 1709, in welcher er nach einer so langen Uebung zum erstenmale selbst das Kommando über seine Armee übernommen hatte, dem Kriege ein Ende zu machen.

Ich habe oben gesagt, daß der Krieg, welcher dem jungen Fürsten solche außerordentliche Kosten, Unruhen, Gefahren, Mühseligkeiten und eine öftere Entfernung aus seinem Reiche verursachte, ihn dennoch nicht von der weitern Ausführung seines großen Plans, in Absicht auf die Verbesserung seiner Länder, abgehalten habe. So ward während dieser Zeit die Schafzucht, dieser wichtige Artikel in der Staatsökonomie, ansehnlich verbessert; mehrere Manufakturen und Fabriken wurden angelegt; die Handlung des Reichs durch Kanäle in Aufnahme gebracht; die Bergwerke in Sibirien bearbeitet; in Moskau (1707) eine Schule für Seekadetten gestiftet; bei Asow große Kriegsschiffe und auf den Seen Peipus und Ladoga eine schöne Ruder- und Galeerenflotte erbauet; aber ein immerwährendes, bleibendes Denkmal seines Namens stiftete er durch die völlige Besitznehmung von Ingermannland und durch die Anlegung einer Stadt und Festung am Ausflusse der Newa in den finnischen Meerbusen, welche jedermann unter dem Namen St. Petersburg, heutiges Tages als eine der prachtvollsten, volkreichsten und berühmte-

sten Städte in Europa bekannt ist. Der Anfang zu dieser Stadt ward schon 1703 gemacht; als aber der Zaar 1710 nach jenem wichtigen Treffen bey Pultawa, das Karln sein ganzes Heer kostete, Riga und das übrige Liefland auf der einen, und Wiburg und Kexholm in Finnland auf der andern Seite mit seinen Staaten vereinigt sahe, da reifte erst eigentlich der Gedanke in seiner Seele, den bisher als einen Waffenplatz gebrauchten Ort, wo er wegen der Nachbarschaft der Ostsee und der leichtern Verbindung mit den übrigen europäischen Höfen, einen zwiefachen Zweck zu erreichen hoffte, zur Hauptstadt seines Reichs und zur Residenz zu machen. Die Lage dieser neuen Stadt, nicht weit von der See, war ihm desto nützlicher und wichtiger, da 1711 in dem unglücklichen Feldzuge wider die Türken, welche Karl der Zwölfte gegen ihn aufgehetzt hatte, Asow und mit dieser Festung auch die dortige Seemacht verlohren ging. Wer hätte es denken sollen, daß der sonst so kluge Zaar in eben diesem Feldzuge in die Fehler der Unvorsichtigkeit, Verwegenheit und des Starrsinns hätte verfallen können, die Karln ins Unglück stürz-

ten, und die er ehedem so sorgfältig vermieden hatte? Es ist bekannt, in welche verzweifelte Lage sich Peter durch die gänzliche Einschließung seiner Armee am Pruth durch das seinen Truppen weit überlegene türkische Heer versetzt sahe, und daß er sich glücklich schätzen konnte, daß er durch die Bestechung des feindlichen Feldherrn einen Frieden erhielt, der ihn weiter nichts als jene Festung und die umliegende Gegend kostete. Seine damalige zweite Gemahlin Katharine ward wegen ihrer hier bewiesenen Klugheit seitdem als die Retterin des Reichs mit allgemeiner Liebe und Verehrung betrachtet. Kronstadt, einige Meilen von Petersburg, das ihm auch sein Daseyn verdankt, ward nun der herrliche Standort seiner Flotte, die im Jahre 1718 schon aus zwanzig Linienschiffen, einer guten Anzahl Fregatten und beinahe zweihundert Galeeren bestand. Diese schöne Anlage war aber auch von wesentlichem Nutzen; denn der Flotte konnte Peter größtentheils die Erhaltung in dem Besitze der von Schweden eroberten Länder zuschreiben. Da ihm seine Seemacht so sehr am Herzen lag, so kann man sich leicht vorstellen, daß

der glänzende Zustand derselben ihm wahre Freude machte. Erst 1714 ließ er sich von seinem Admiral Apraxin zum Viceadmiral ernennen, da er bisher in den niedrigern Posten unter ihm gedient hatte. In eben dem Jahre hielt er auch bei der Gelegenheit, da zu Petersburg ein neues Kriegsschiff vom Stapel gelassen wurde, an die anwesenden vornehmen Russen eine kleine Rede, die des Einrückens nicht unwerth ist.

„Wer hat es sich unter euch, meine Brüder,“ sagt der zufriedene Zaar, „wohl vor dreißig „Jahren einfallen lassen, daß ihr mit mir hier „an der Ostsee zimmern, und in deutscher Klei„dung in den durch unsre Mühe und Tapfer„keit eroberten Ländern euren Wohnsitz auf„schlagen; solche tapfre und siegenden Solda„ten und Seeleute aus russischem Geblüte; sol„che geschickte, und aus fremden Ländern zu„rückgekommenen Söhne; so viele auswärtige „Künstler und Handwerksleute in unserm Ge„biete; und so eine große Hochachtung auswär„tiger Fürsten gegen uns und euch, sehen und „erleben würdet? Die Geschichtschreiber setzen „den alten Sitz aller Wissenschaften in Grie„chenland, woraus sie durch das Verhängniß

„der Zeiten verjagt, und in Italien ausgebrei„tet, hernach aber in alle europäischen Länder „zerstreuet, durch unsrer Vorfahren Unart aber „verhindert worden, weiter als in Pohlen zu „dringen, da doch vorher die Pohlen so wohl als „die Deutschen, in einer eben so dicken Finsterniß, „als wir, gelegen, durch unendliche Mühe ihrer „Regenten endlich die Augen geöffnet, und sich „in den Besitz der ehemaligen griechischen Kün„ste, Wissenschaften und Lebensart gesetzt ha„ben. Nun wird die Reihe an uns kommen, „wenn ihr mich in meinem ernstlichen Vorhaben „unterstützen, und nebst einem völligen Gehor„sam, zu einer freiwilligen Erkenntniß und Un„tersuchung des Guten und Bösen, euch beque„men wollt. Ich vergleiche die Reise der Wis„senschaften mit dem Umlauf des Geblüts im „menschlichen Körper: und es ahndet mich, „daß dieselben ihren Wohnsitz dereinst in England, Deutschland und Frankreich „verlassen, sich einige Jahrhundert bei uns „aufhalten, und hiernächst nach ihrer wahren „Heimath, nach Griechenland zurückkeh„ren werden. Indessen vermahne ich euch, das „lateinische Sprichwort: ora et labora, wohl

„in Acht zu nehmen, und alsdann versichert zu „seyn, daß ihr vielleicht noch bei unsern Lebzei„ten andere gesittete Länder beschämen und den „russischen Ruhm auf den höchsten Gipfel sez„zen werdet.“

Im Jahre 1721 schloß Peter mit Schweden den glorreichen Frieden von Nystadt, oder nöthigte vielmehr dieses Reich nach dem 1718 erfolgten Tode Karls des Zwölften, durch dessen rasende Sucht, Krieg zu führen, das unglückliche Land so ganz entkräftet worden war, daß es sich selbst nicht mehr vertheidigen konnte, dieses Reich sage ich, nöthigte Peter durch schreckliche Plünderungen und Verheerungen von Städten und Dörfern rc., zu dem für Rußland so vortheilhaften Frieden. Er erhielt darin nichts weniger, als die besten Provinzen des Königreichs Schweden, nemlich Liefland, Estland, Ingermannland, die Städte Wiburg und Kexholm nebst den dazu gehörigen Distrikten in Finnland und einige benachbarte Inseln. — Wer kann noch zweifeln, daß der Zaar nach diesem ein und zwanzigjährigen Kriege sich nicht ein großes Ansehen bei Auswärtigen sollte verschaft haben? Wer wollte es

dem wirklich großen Manne, gesetzt auch, daß ein wenig Eitelkeit mit unter gelaufen wäre, verdenken, wenn er jetzt, nach solchen Thaten, den ihm von seinem Volke beygelegten Titel eines Kaisers förmlich annimmt, der jetzt von allen europäischen Fürsten den Regenten Rußlands zugestanden wird.

Der bisher glückliche Fortgang seiner kriegerischen Unternehmungen, verbunden mit dem Wunsche, seinem Reiche in jedem Betracht den möglichst großen Wohlstand zu verschaffen, wie es z. B. durch den persischen Seidenhandel mit geschehen konnte; ferner der zerrüttete Zustand in Persien um das Jahr 1722, bestimmten den Kaiser dahin, dieses Reich anzugreifen, und er fand eben keine sehr große Schwierigkeiten, ihm die fünf Provinzen am caspischen Meere, Dagestan, Schirwan, Gilan, Masandran und Asterabad abzunehmen, und seinen Staaten einzuverleiben.

Und nun sehen wir Peter den Ersten, wie noch in unserm Zeitalter einst Friedrich den Zweiten, nach seinen furchtbaren Kriegen unter dem wohlthätigen Schatten des Friedens seine Bemühungen verdoppeln, und seinen

ausgebreiteten Staaten, durch weise Gesetze, durch eine strenge, aber auch wohlfeile Justitz, gute Polizei, Aufhebung der Bettelei, der übermäßigen Kleiderpracht, und der Glücksspiele, durch Errichtung von Waisen-, Armen- und Arbeitshäusern, durch eine vollkommnere Einrichtung der Münzen, durch Anlegung neuer Städte und Festungen, durch eine herrliche Regulierung seiner Einkünfte, durch Aufnahme des Handels, besonders in seiner neuen Residenzstadt, durch seine wiederholten Bemühungen, den kunstreichen Fleiß der Ausländer, in Verfertigung der Spiegel, Tapeten, Leinwand und Seidenwaaren bei seinen Unterthanen einzuführen, denjenigen Grad von Wohlstand, Kultur und fester Consistenz zu verschaffen, den er ihm, nach seinen besten Kräften nur geben konnte. Aber auch die Geistesaufklärung und Verbesserung der Nation durch die Wissenschaften, die Wegräumung der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Bigotterie und des Religionshasses, beschäftigte nicht minder seine Sorgfalt, und hier bediente er sich vorzüglich seines Erzbischofs von Novogrod, Theophilanes Pocopowitsch, den er zu Kiew als Mönch,

aber auch als einen sehr einsichtsvollen, gelehrten und redlichen Mann kennen gelernt hatte. Er erließ 1724 eine herrliche Verordnung wegen der Klöster, ein Meisterstück in seiner Art, in welcher er mehr als Vater und Lehrer, als wie bloßer Gesetzgeber spricht. Selbst die gefangenen Schweden kamen den Kaiser in seinen Absichten zu Hülfe; denn sie breiteten in ihrem Exil, dem rauhen Sibirien, theils aus Muße, theils um ihre Bedürfnisse zu bestreiten, Wissenschaften, Künste, Manufacturen und Handwerke aus; der Kaiser aber stiftete nach dem Fuß der Pariser Akademie, zum Besten der Naturlehre und Mathematik, auch im Jahre 1724, in der neuen Hauptstadt, eine Akademie der Wissenschaften, mit welcher auch eine eigentliche Universität verbunden war.

Wer indeß den Gang der menschlichen Dinge kennt, wer es weiß, welche Schwierigkeiten sich leider oft den beßten Entwürfen und Anstalten, insbesondere, wenn sie mit dem Eigennutze, der Bequemlichkeit oder gar den eingewurzelten Vorurtheilen in Kollision kommen, entgegen wälzen, der wird es leicht begreiflich finden, daß auch der große Aufklärer seiner Nation in Ruß-

land nicht immer geraden Wegs fortgehen konnte. Es gab auch unter den Russen, besonders unter ihrer Geistlichkeit, eine Menge Mißvergnügte. Die Nation im Ganzen genommen aber, ließ doch den thätigen Bemühungen ihres guten Kaisers Gerechtigkeit widerfahren, und er konnte auch, vermöge seiner unumschränkten Gewalt, den Widerstand der geringern Zahl seiner Unterthanen leicht vereiteln; aber Ein trauriger Umstand verbitterte ihm jede Freude über die guten Fortschritte, welche die Nation machte, und ließ ihn oft traurige Blicke in die Zukunft thun. Welch ein trüber niederschlagender Gedanke mußte es seinem Herzen seyn: „Einst wenn du nicht mehr bist, wenn deine Würksamkeit erst ganz aufhört, wird vielleicht das schöne große Werk zur höhern Vervollkommnung deiner Nation, das du mit soviel Sorgen, Mühe und Gefahren zu Stande gebracht hast, wieder in das vorige Chaos zurücksinken!“ Sein eigner Sohn Alexis war es, der so wenig seinen Erwartungen entsprach; dem man gegen alle neue Einrichtungen seines Vaters einen solchen herzlichen Abscheu einzuflössen gewußt hatte, daß er nach seinem eignen

Geständniß vor dem über ihn niedergesetzten Gerichte von funfzig Staatsmännern und Feldherrn, sogar mit strafbaren Anschlägen gegen seinen Vater umgegangen war. Das Gericht sprach daher — es war 1718 — das Todesurtheil über ihn aus, welches nur noch durch die Fürbitte der versammelten Geistlichkeit, welche für ihn um Gnade flehete, in eine heimliche Enthauptung verwandelt werden konnte. Ein Opfer, welches der Kaiser der Wohlfahrt seiner Nation, deren Unglück er, wenn sein Sohn jemahls zur Regierung kommen sollte, vorher sahe, schuldig zu seyn glaubte.

Mitten unter den großen Bemühungen, noch voll von neuen wichtigen Entwürfen zur Glückseeligkeit seines Volks, übereilte der Tod den Kaiser im Jahre 1725 in seinem drei und funfzigsten Lebensjahre, entriß der Welt einen Mann, dessen Leben jeder Menschenfreund gern die Länge eines Jahrhunderts gewünscht hätte.

Schon bei seinen Lebzeiten gaben ihm seine Unterthanen den Namen des Großen mit einem Rechte, wie seiner nur irgend ein Regent der Vorwelt würdig war.

Seine ihm eigenthümliche Größe der Seele,

die Erhebung seiner Nation, ihre völlige Umbildung, seine Standhaftigkeit, sein scharfer Blick, die große Ueberwindung seiner selbst, machen ihn unsrer ganzen Bewunderung werth, ob ihm gleich einige Fehler, als: eine gewisse Rauheit in seinen Sitten, und Neigung zu einem etwas übermäßigen Trunke, die man ihm aber bei der Betrachtung seiner übrigen vortreflichen Eigenschaften und großen Thaten gern vergiebt, eigen blieben. „Genug er that mehr," sagt der verdienstvolle Geschichtschreiber zu Wittenberg, „er that mehr, als kaum unter vielen Tausenden ein Mensch, auch durch die günstigsten Umstände aufgemuntert, auf einem gebahnten Wege begriffen, und durch unzählige Gelegenheiten, sich um die Welt verdient zu machen, aufgefordert, zu vollführen pflegt."

IV.

Ein Beispiel,

von Franz des Ersten Gerechtigkeitsliebe.

Franz der Erste, König von Frankreich, war in der Gegend von Blois auf der Jagd, und begegnete einer Dame, die ziemlich gut gekleidet und von einer Mannsperson begleitet wurde, die man für ihren Haushofmeister ansehen konnte, wobei noch ein anderer Bediente war. Der König fragte sie, wo sie in so kalten und schlimmen Wetter hin wolle? Es war nemlich schon Winter. Die Dame, die ihn nicht kannte, aber an seinem Betragen sahe, daß er ein Mann von vornehmen Stande seyn müsse, machte ihm eine tiefe Verbeugung, und trug kein Bedenken ihm die Ursache ihrer Reise zu erzählen. „Mein

„Herr,“ sagte sie, „ich gehe nach Blois, um „mir daselbst einen Vorsprecher zu suchen, der „mir die Gelegenheit verschaft, in das königliche Schloß zu kommen, und mich zu den Füßen des Königs zu werfen. Ich komme von „Rouen, und will mich bei Sr. Majestät über „eine Ungerechtigkeit beschweren, die ich von „dem Parlamente allda habe erfahren müssen. „Man hat mich versichert, daß der König ein „sehr gnädiger Herr sey; daß er seine Unterthanen gern anhört, und die Gerechtigkeit liebt. „Vielleicht wird er mit meinen kläglichen Umständen einiges Mitleid und in die Gerechtigkeit meiner Sache Einsehen haben.“ — „Erzählen Sie mir doch Ihre Sache, Madame,“ sagte Franz zu ihr, ohne sich zu erkennen zu geben; „ich habe einiges Ansehen bei Hofe, und „ich schmeichele mir sogar, daß ich Ihnen nützliche Dienste beim Könige werde leisten können, „wenn Ihre Klagen gegründet sind.“

„Nun, mein Herr, vernehmen Sie die eigentliche Gestalt der Sache,“ sagte die Dame: „Ich bin die Witwe eines Edelmanns, „der unter der Armee des Königs Dienste that. „Um bei dem Vorfalle am Tage der heiligen

Brigit-

„Brigitta *) seine Schuldigkeit zu thun, borg„te er von einem Manne in einer Civilbedie„nung, und verpfändete ihm zur Sicherheit „des Capitals und der Interessen sein Landgut, „worin sein ganzes Vermögen bestand. Mein „Mann blieb in der Schlacht. Der Gläubiger, „der sich von Stund an des Landgutes bemäch„tigte, hat alle Nutzungen davon gezogen, und „es ist mir daher nicht möglich gewesen, die In„teressen, und noch weniger etwas vom Capitale „zu bezahlen. Ich habe die Sache vor Gericht „gebracht, und ob es gleich gewiß ist, daß die „gezogenen Nutzungen soviel betragen, als das „Capital und die Interessen, so verlangte ich „doch weiter nichts, als daß man mir nur et„was davon sollte zu gute kommen lassen; man „hat aber auf meine Bitten nicht geachtet, son„dern mich in die ganze Schuld, und zur Ersez„zung aller Unkosten verurtheilt. Mein Advo„kat hat mich versichert, daß meiner Sache „nicht geholfen werden könne, wenn sich nicht „der König derselben annähme. Wenn ich das

*) Noch lange nach der Schlacht am 13. und 14. September 1515. die den Schweitzern geliefert wurde, gab man ihr den Namen.

„Unglück habe nicht gehört zu werden, so bin „ich und meine Kinder, deren ich eine ziemliche „Anzahl habe, um alles gebracht; sie und ich „werden dadurch zu Bettlern. Ich bitte Sie „mein Herr, da Sie einmal meine Sache zu „wissen verlangt haben, mir ihren Beistand „nicht zu versagen. Ich habe einen Hund bei „mir, (sie zeigte ihm denselben) er ist unver„gleichlich zur Jagd abgerichtet; erlauben Sie „daß ich Ihnen denselben anbiete, und neh„men Sie ihn an.“ Der König nahm den Hund, und von der Erzählung der Witwe gerührt, sagte er zu ihr: „Madame, setzen Sie „Ihre Reise fort; kommen Sie morgen früh „ins Schloß, und fragen Sie nach dem und „dem, (er nannte ihr einen erdichteten Namen) „und dieser Edelmann soll Ihnen den Augen„blick Gelegenheit verschaffen, mit dem Könige „zu sprechen.“ Sie bedankte sich, ging nach Blois, und der König wieder zu seinen Hofleuten, die ihn begleiteten. Er vergaß sein Versprechen nicht, sondern gab Befehl, als er in das Schloß kam, daß man es ihm sogleich melden sollte, wenn ein Frauenzimmer käme, und einem gewissen Edelmann zu sprechen verlange.

Die Witwe stellte sich den folgenden Morgen ein. Der König, dem es sogleich gemeldet wurde, ließ sie in das Zimmer führen, worin er war, gab sich zu erkennen, und sagte: Ich bin „der, nach dem Sie fragen, und stehe so wohl „beim Könige, wie Sie sehen, daß ich alles „von ihm erhalten kann. Man rufe meinen „Kanzler," sezte er hinzu, „er soll die Klage „dieser Dame untersuchen." Die Witwe, die darüber erstaunte, fiel dem Könige zu Füßen, welcher sie aufstehen hieß, und verlangte, daß ihre Sache in seiner Gegenwart vorgenommen würde. Der Bescheid war ein gemessener Befehl an den Gläubiger, das Landgut herauszugeben, und mit dem sich zu begnügen, was man ihm schuldig wäre; diese rechtmäßige Schuldfoderung aber ließ der König aus seinem Schatze bezahlen. Strenge Gerechtigkeit, eine wohl überlegte Güte, Zärtlichkeit gegen seine Unterthanen, Mitleid und Großmuth, waren schöne Züge in dem Charakter Franz des Ersten.

V.

Eine Scene aus dem Leben der Königin Margarethe von Frankreich, Gemahlin Ludwig des Neunten.

Ludwig der Neunte, König von Frankreich, den die Nachwelt den Heiligen nennt, ward auf einem Zuge gegen die Sarazenen gefangen genommen. Seine Gemahlin, Margarethe von Provence, Tochter Berengars Grafen von Provence war ihn auf diesem gefährlichen Zuge gefolgt, und befand sich gerade zu Damietta, als man feindlicher Seits diese Stadt belagerte. Man war zwar entschlossen sich bis auf den lezten Mann zu vertheidigen; allein die Vorräthe von Lebensmittel waren beinahe erschöpft, und reichten lange nicht hin, eine Belagerung, die mehrere Monate dauern

konnte, auszuhalten. Die Noth der Belagerten stieg daher mit jedem Tage, zumal da alle Zufuhren abgeschnitten waren. Viele der ersten Ritter begaben sich in das Vorzimmer der Königin, um sich daselbst über die Mittel der Vertheidigung zu berathschlagen, und man kam dahin überein, mit vereinigten Kräften die Stadt zu vertheidigen, und sie nicht den Sarazenen zu übergeben. Dieser Entschluß der Ritter wurde der Königin durch einem derselben überbracht. Margarethe dankte denselben für ihren muthvollen Entschluß auf das rührendste; „aber“ setzte sie hinzu, „wenn Ihr tapfern Ritter auf dem Schlachtfelde vielleicht alle für eure Königin mit Wunden bedeckt, dahin sinket, was wird denn aus ihr? — Eine Gefangene? — nicht wahr? — O! ich sehe die Thräne, edler Ritter, die aus Eurem Auge quillt; seht auch die meinige! es sind nicht Thränen der Furcht! Die Eurige fließt, ich sehe es deutlich, edler Mann, fließt aus Wehmuth gegen mich — die meinige ist die Thräne des wärmsten Danks, für die, von den Rittern beschlossne so großmüthige Aufopferung. Nicht Furcht vor der Gefangenschaft ist es, die sie mir aus-

preßt; nein Ritter! Ludwigs Gemahlin wird keine Gefangene bei den Sarazenen, vermeldet das allen den tapfern Männern, die Euch gesandt haben, und sagt dem Ritter Robert v. S. daß er zu mir kommen möchte.“

Margarethe war ihrer Entbindung nahe, und deshalb eilte sie, sich von der Ausführung ihres Entschlusses zu versichern. Robert von S. erschien; er war ein Held des damaligen Zeitalters, berühmt durch Thaten, und grau geworden im Dienste seines Königs. Versprechungen waren ihm heilig, und was er Jemanden bei seiner Rittereh̃re betheuerte, darauf konnte man wie auf einen Fels bauen. Dies wußte Margarethe wohl, und deshalb war gerade er zur Ausführung ihres Planes bestimmt. „Herr Ritter,“ hub die Königin an, „Ihr müßt mir jezt eine Wohlthat zu erzeigen versprechen, wodurch meine ganze Seele beruhiget wird, aber daß ich mich von der Erfüllung Eures Versprechens überzeugt halten kann, so schwört mir's, bei Eurer Rittereh̃re.“

„Ich würde auch ohne Schwur, den Befehl meiner Monarchin aufs pünktlichste befolgen,“ erwiederte Robert, „doch auch hierin

will ich gehorsamen. Ich schwöre bei meiner Ehre, bei allem was heilig ist, dasjenige genau auszurichten, was mir jetzt der Befehl meiner Königin auszurichten auflegen wird."

Ha! nun bin ich der Erfüllung meines Wunsches überzeugt, edler Robert! rief die Königin mit Entzücken aus: nun bin ich ganz ruhig. Doch nun müßt Ihr auch das wissen was Ihr, mir unwissend, zu thun versprachet. Es ist nichts geringes was Ihr gelobtet, für mich die größte Wohlthat, die, wenn der Fall eintritt, mir je ein Sterblicher erzeigen kann. Ich wählte Euch zur Ausführung meines Plans, weil mir Eure Grundsätze bekannt sind, und hier ist meine Bitte: Ich bitte Euch, edler Ritter, daß Ihr mir den Kopf abhauet, sobald die Sarazenen diese Stadt erobern! denn das Weib eines Königs von Frankreich, will, kann und soll nicht die Gefangene eines ungläubigen Volks werden. Nun, edler Robert! Ihr werdet doch noch halten, was Ihr so heilig gelobtet?"

„Halten, weils so seyn muß," war Roberts Antwort, ganz der Bitte seiner Monarchin angemessen, „ich hatte schon früher mich mit die-

sem Gedanken beschäftiget, und war Willens es zu thun, sobald der Platz erobert werden würde. Auch ich werde alsdann meinen Ruheplatz hier finden. Ich werde nicht mit bei dem heutigen Ausfalle seyn, indem ich die Meinigen der Anführung eines tapfern Ritters anvertrauet habe; aber auf der Warte werde ich seyn, um dort den Ausgang zu erwarten. Bis dahin lebet wohl, Königin, wir sehen uns wieder!“

Glücklicher Weise wurde Damietta diesmal nicht erobert.

VI.

Milton.

Johann Milton stammte aus einer guten Familie in Oxfordshire, und war geboren zu London den 9. Decbr. im J. 1608. Sein Vater war seines Handwerks ein Schreiber, und lebte auf einem Gute, was er sich durch eigne Thätigkeit erworben hatte, (denn sein Vater, ein Forstmeister, hatte ihn enterbt, weil er die römische Kirche verließ.) Sein Weib Sarah Caston, gebar ihm drei Kinder: eine Tochter Anna; Christoph, den er den Rechten widmete; und Johann Christoph, der der Sache des Königs durch sein ganzes Leben sehr ergeben blieb, und unter der Regierung König Jakobs des Zweiten, wegen seiner eifrigen Anhänglichkeit an das religiöse und politische System des Hofes, zum Ritter und Richter erhoben ward.

Aber Johann war der Liebling seines Vaters, der ihm, selbst in der Litteratur nicht unerfahren, einen Hauslehrer hielt, um den schönen Anlagen zur Reife zu verhelfen, die sich sehr frühzeitig bei dem Knaben entdeckten. Der junge Milton widmete sich den Wissenschaften mit so unermüdeten Eifer, daß er selten vor Mitternacht von seinen Büchern abzubringen war, wodurch er sich häufig heftige Kopfschmerzen und jene Schwäche der Augen zuzog, die sich mit einer gänzlichen Blindheit endigte.

Aus dem väterlichen Hause ward er nach St. Pauls Schule gebracht, um sich hier weiter, unter der Aufsicht des Dr. Gills in der klassischen Litteratur umzuthun. Bald darauf kam er (in einem Alter von 15 Jahren) in das Christ-Collegium nach Cambridge, wo er sich bald in allen Arten akademischer Uebungen hervorthat. Er nahm hier die beiden gewöhnlichen Grade, des Baccalauers i. J. 1628, und des Magisters i. J. 1632, an, verließ dann, mit nicht sehr günstigen Gesinnungen, die Universität, und kehrte zu seinem Vater zurück, der sich inzwischen in die ländliche Stille nach Horton

in Bukinghamshire zurückgezogen hatte, — wo er mit kaum glaublichen Eifer und Erfolg seinen Studien oblag.

Milton bezog die Universität mit dem Vorsatz, sich der Kirche zu widmen, änderte aber seinen Sinn gar bald, denn, „er hielt es für besser, ein tadelloses Stillschweigen dem Amte eines Predigers, das mit Dienstbarkeit und Meineid erkauft und begonnen werden müßte, vorzuziehen.“

In dieser ländlichen Einsamkeit zu Horton durchlas er die griechischen und römischen Klassiker, und schrieb die Maske Comus, eine von Homers Circe genommene Dichtung; und die Elegie Lycidas auf den Tod seines Freundes King, worin sein Geist bereits helle und ungeborgte Stralen von sich warf.

Als Milton hier einige Jahre mit seinen Studien zugebracht hatte, starb ihm seine Mutter; und nun glaubte er, daß es Zeit sey, von seinem Vater die Befriedigung eines lange gehegten Wunsches zu erhalten, nehmlich das Ausland zu sehen. Der Vater willigte ein, und Heinrich Wolton, Vorsteher des Eton Collegs, gab ihm Verhaltungsregeln mit, wor-

unter sich der Spruch befand: „ein verschlossenes Herz, und ein offenes Gesicht,“ den aber Milton nicht immer beobachtete.

Zwei Jahre lang befriedigte er seinen Trieb nach Wissen in Frankreich und Italien, kehrte aber auf die Nachricht von dem in seinem Vaterlande ausgebrochenen Bürgerkrieg, dahin zurück, ohne Griechenland und Sicilien zu sehen, welche mit in seinen Reiseplan gehörten. In Paris verschafte ihm der Lord Scudamote, Bothschafter Königs Karls I. am französischen Hofe, die Bekanntschaft des berühmten Grotius, welcher damals in dem gleichen Charakter von der Königin Christine von Schweden daselbst angestellt war. In Rom, Genua, Florenz und andern Italienischen Städten machte er mit den gelehrtesten und geistreichsten Männern Bekanntschaft, von denen ihm manche sehr verbindliche Zeugnisse ihrer Freundschaft und Achtung gaben, die seinen lateinischen Gedichten vorgedruckt sind. Der Vorzüglichste unter ihnen war Manso, Marquis von Villa, ein großer Beschützer des Tasso, der seiner ehrenvoll in seinem befreiten Jerusalem erwähnt.

Miltons Unterhandlungen mit diesem edlen geistvollen Neapolitaner verdanken wir höchst wahrscheinlich seine erste Idee zu einem epischen Gedicht; und aus einigen lateinischen Versen, die er unter dem Namen Mansus an ihn richtete, scheint zu erhellen, daß er sich zuerst den König Arthur zum Helden ausersehen hatte: aber Arthur sollte auf einen andern Erlöser harren.

Nach seiner Zurückkunft von diesen Reisen, (1640) die er mehr in litterarischer, als politischer Rücksicht unternahm, und die auf seine nachmaligen gelehrten Arbeiten einen entschiedenen Einfluß hatten, fand er sein Vaterland in allgemeiner Gährung und Verwirrung. Es könnte wunderbar scheinen, wie sich ein Mann von so kühnen unternehmendem Geiste als Milton, von der Theilnahme an diesen gewaltsamen Bewegungen so entfernt halten konnte. Vornehmlich der großen Achtung für den Rath seines Vaters haben wir es zuzuschreiben, daß er ein abgelegenes geräumiges Quartier in der City bezog, wo er seine Schwestersöhne, und einige andere junge Leute aufnahm, und sich ihrer Erziehung widmete. Er soll hier schon den nehmlichen Plan zum Grunde gelegt haben,

den er in der Folge in einem kurzen seinem Freunde Hartlib dedicirten Tractat bekannt machte *).

In dieser philosophischen Ruhe lebte er unbeweibt bis zum Jahre 1643, da er Marien, eine Tochter Richard Powells, Friedensrichter in Oxfordshire, eines vermöglichen und angesehenen Mannes in diesem Lande, heirathete, der aber in seinen Gesinnungen so ganz von seinem Tochtermann abwich, daß man sich mehr über die Heirath, als über die schon nach einem Monath erfolgte Trennung wundern muß. Ihre Entweichung veranlaßte ihn zu verschiedenen Schriften über die Ehescheidung, und zu neuen Bewerbungen um eine junge Dame

*) Johnson macht sich, da er auf diesen Vorfall kommt, über Milton lustig, und möchte ihn gar zu gerne zu einer Art Schulmeister herabwürdigen. Wir wissen, was den gewaltthätigen Johnson zu diesen Anzüglichkeiten bewog. — Unterricht der Jugend entehrt selbst das größte Genie nicht, und so wie der bittere Johnson argumentirt, ließen sich die ersten Weisen des Alterthums — ein Zeno, Pytagoras, Aristipp, Sokrates, Plato, — zu Schulmeistern herabwürdigen.

von viel Geist und Schönheit. Ehe er aber noch ihre Einwilligung zur Heirath erhalten hatte, fand sich sein entflohenes Weib bei einem seiner Verwandten wieder ein, warf sich vor ihm nieder, und bat weinend um Verzeihung. Ein so unerwarteter Auftritt würkte gewaltsam auf ihn, und der Eindruck, den er in seiner Phantasie zurückließ, hatte vermuthlich Einfluß auf die hinreißende Schilderung in seinem verlornen Paradies, wo Eva ihren Adam um Frieden und Verzeihung bittet Durch die Vermittlung einiger anwesenden Freunde, vergab er ihr nach kurzem Weigern großmüthig alle ihre Fehle.

„Bald schmolz sein Herz, und wallte ihr entgegen,
„Ihr — jüngst sein Leben, seine einzge Lust,
„Die traurig jezt zu seinen Füßen lag. — —

Nach dieser Aussöhnung war Milton so weit entfernt, der ihm von diesem Weibe zugefügten Beleidigungen weiter zu gedenken, daß, als die Sache des Königs gänzlich zu Boden geschlagen, und ihr Vater, ein leidenschaftlicher Royalist, mit Einziehung seines Vermögens bedroht war, Milton ihn und seine Familie frey in sein Haus aufnahm, bis ihre Angelegenhei-

ten durch seine Vermittlung völlig berichtigt waren.

Unser Dichter war inzwischen durch *polemische Schriften* aller Art berühmt geworden, und wurde von den Machthabern der Revolution in hohen Ehren gehalten. Vergebens suchen einige seiner Biographen den Umstand zu bemänteln, daß er eines der Hauptwerkzeuge einer Parthei gewesen, die sich zum Sturz der Monarchie vereinigt hatte. Mag man die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit seines Benehmens in den Schulen abwägen; selbst seine Feinde können ihm nicht nachsagen, daß er in seinem — wenn auch ungestümen und leidenschaftlichen Eifer — durch eigennützige Absichten geleitet worden. Denn es ist erwiesen, daß, ob er gleich stille und eingezogen lebte, und vor seinem Tode schon über seine schöne und reichhaltige Bibliothek disponirt hatte, er seiner Familie doch nicht mehr als 1500 Pfund hinterließ: und wenn man an die Staatsämter denkt, die er verwaltete, und an die Zeit, da er ihrer genoß; so wird man gestehen müssen, daß er ein ungleich größeres Vermögen hätte zusammenbringen können. Bei einem uneingenommenen Gemüth

müth bedarf es eben keiner besondern Zuthätigkeit noch Vorliebe, um zu sehen, daß, wenn er gleich auf der Seite der Sieger stand, wenn gleich der Raub des Landes zu seinen Füßen lag, es doch weder sein Gewissen noch seine Ehre zuließ, sich dergleichen Schätze einzusammeln.

Seine geschickte Feder hatte ihn Cromwell'n so sehr empfohlen, daß ihn dieser, als er sich des Ruders bemächtigt hatte, zu seinem und des Parlements lateinischem Sekretair erhob. Die erstere Würde genoß er unter dem Protector und seinem Sohne; die zweite bis zur Thronbesteigung Karls des Zweiten.

Er hatte bisher mit seiner Familie ein Haus in Whitehall bewohnt; da aber seine Gesundheit freiere Luft erforderte, so bezog er eine Wohnung, von wo er der freien Aussicht nach dem St. James Park genoß. Nicht lange nach dieser Veränderung starb seine Frau im Kindbette, und um eben diese Zeit raubte ihm der Staar, der sich seit einigen Jahren stets vermehrt hatte, ganz sein Gesicht. In dieser traurigen Lage glaubte er sich abermals durch ein wackeres Weib am besten entschädigen zu können; diese war Katharina, Tochter des Capitains Wood-

cock. Aber auch sie starb in weniger als einem Jahre auf dieselbe unglückliche Art wie jene, und er feierte in seinem 23sten Sonnet ihr Andenken.

Diese Privatunglücksfälle wurden noch sehr durch den schnellen Umschlag der Staatsangelegenheiten vermehrt. Alles vereinigte sich nemlich zur Wiederherstellung der Königswürde, und Miltons Wirksamkeit, während der Usurpation war zu bekannt, als daß er sich etwas Gutes zu der Krone hätte versehen sollen. Er verbarg sich daher weislich, bis die Vergessenheits-Acte erschien, wodurch er bloß für unfähig erklärt wurde, ein Staatsamt zu bekleiden. Personen von Einfluß hegten eine große und gerechte Achtung für seine Gelehrsamkeit und sein bewundernswürdiges Genie, verabscheuten aber dagegen seine politischen Grundsätze. Durch ihre Verwendung erhielt er Verzeihung.

Nachdem er auf solche Art vor den Verfolgungen der Regierung gesichert war, erschien er wieder wie vormals im Publikum, und verheirathete sich mit Zuziehung seines Freundes, des Dr. Paget, zum drittenmal mit Elisabeth Minshul, einer Person von guten Stande aber wahrscheinlich ohne Vermögen. — Er nahm

nur Jungfern zu Frauen, weil er es für unzärtlich und unanständig hielt, ein zweiter Ehemann zu seyn. Die Wahl des Subjekts überließ er mehr dem Zufall und seinen Freunden, als sich selbst. Indessen trug die Ehe wenig zu seiner Glückseeligkeit bei. Seine erste Frau verließ ihn schimpflich; die zweite scheint sein Liebling gewesen zu seyn, lebte aber nicht lange; die dritte mißhandelte, wie Philips erzählt, seine Kinder bei seinem Leben, und betrog sie nach seinem Tode. — Drey Töchter von seiner ersten Frau waren noch am Leben, von denen ihm die beiden ältern in seinen Studien wichtige Dienste geleistet haben sollen; denn er hatte sie gelehrt, ihm nicht nur in den neuern, sondern auch in den alten klassischen Sprachen vorzulesen, welches sie, ohne eine andere als ihre Muttersprache zu verstehen, mit großer Pünktlichkeit vollbrachten.

Ueber zwanzig Jahre waren jezt verflossen, seitdem er die Maske Comus, den Lycidas, L'Allegro, und Il Penseroso gedichtet hatte. Die beiden leztern Stücke gehören unter die Meisterstücke seines Geistes. Er stellt darin den Frohsinn und den Tiefsinn einander

gegenüber, und zeigt, wie jeder dieser Gemüthszustände unter der abwechselnden Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen diejenigen festhält, die ihm schmeichelhaft sind. Die Bilder zu diesen beiden Gedichten sind unnachahmlich schön gewählt. Auf einer Seite: der Frühgesang der Lerche; der vor seinen Hühnern einherstolzierende Hahn; das Jagdhorn, und das widerhallende Getöse der lermenden Waldjagd; die aufgehende Sonne; das singende Milchmädchen; die Arbeiten des Pflügers und Schnitters; der entfernte Thurm; der Wohnsitz einer geliebten Einwohnerin; das Gelächter und der umherkreisende Krug im Schatten eines wirthlichen Baumes; der trauliche Abendzirkel; das abentheuerliche Gespenstermärchen — auf der andern: der Abendgesang der Nachtigall; die ernste Mitternacht; der ferne Klang der traurigen Abendglocke; die einsame Lampe; pfadlose düstere Wälder; murmelnde Gewässer; vorbedeutende Träume; der schweifende Geist. — — Alle diese Bilder sind in den rührendsten Kontrasten einander gegenüber gestellt, und machen zusammen ein Ganzes aus, das Herz und Sinne berauscht.

In seinem Comus, sagt Johnson, erkennt man schon deutlich eine Dämmerung des verlorenen Paradieses. Kraft der Sprache, Kühnheit, Eigenheit und auffallende Wahrheit in der Beschreibung, und brittische Energie in den Gedanken zeichnen es hoch aus. Reizende Anspielungen, goldne Bilder, vielsagende Beiwörter, verschönern fast jede Periode. Als Gedicht hat dieser Comus das volle Gepräge des Genies; als Drama ist es mangelhaft. Milton griff die Charaktere mehr im Großen, als im Einzelnen auf, lebte zu viel unter Büchern, zu wenig unter Menschen, als daß er im dramatischen Fache hätte glücklich seyn sollen.

Aber weder die Schwachheiten des Alters, noch der Wechsel des Glücks konnte die angebohrne Kraft seines Geistes niederschlagen, noch ihn von der Ausführung eines lange entworfenen Plans zu einem epischen Gedicht abhalten. Der Fall des Menschen war der Stoff, den er schon seit mehrern Jahren zu einer Tragödie eingerichtet hatte, die er in der Manier der Alten schreiben wollte; und manche behaupten, daß sich die Handlung mit der Anrede Satans an die Sonne (im 4 Ges. V. 32)

habe eröffnen sollen. Es lassen sich jedoch noch weit deutlichere Spuren vorfinden, woraus zu erhellen scheint, daß das verlorne Paradies ursprünglich für die dramatische Form bestimmt war. So viel ist gewiß, daß er nicht eher anfing, das Gedicht in der gegenwärtigen Form zu bearbeiten, als bis er seinen gelehrten Zwist mit dem Salmasius *) und More geendiget, und den Gebrauch seiner Augen ganz verloren hatte.

Unter allen diesen widrigen Umständen brachte er sein unsterbliches Gedicht der Reife stets näher, und gab es im Jahr 1669 wirklich heraus — eine Erscheinung, die seine Freunde und Feinde in Erstaunen setzte, und ihm hart neben einem Homer, Virgil, Shak-

*) Karl II. gebrauchte den berühmten Salmasius, Lehrer zu Leyden, zu Abfassung einer Vertheidigung seines Vaters und der Monarchie. Dem Milton ward nun der Auftrag gemacht, hierauf eine befriedigende Antwort zu verfertigen: und er übertraf seinen hochgepriesenen Gegner nach Sprache und Inhalt. Er erhielt tausend Pfund für seine Vertheidigung des Volks, die durch ganz Europa begierig gelesen wurde.

spear seine Stelle anwies. Kann man einen auffallendern Beweis von dem hohen Werthe dieser Epopee anführen, als daß es sich die ersten Dichter und Schriftsteller nach ihm zur Ehre rechneten, die Erklärer und Ausleger ihrer Schönheiten zu seyn?

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß wenn gleich außer Shakspear keiner unter den englischen Dichtern so viele Bewunderer fand, als Milton; so hatte er doch keinen glücklichen Nachahmer, und selbst der geistreiche Philips, der unter allen dem großen Original im *Kolorit* am nächsten kam, näherte sich ihm nur mit kindlicher Unterwürfigkeit, und hielt seinen Nacheifer stets innerhalb der Grenze, die sich Lucrez vorschrieb:

„Non ita certandi cupidus, quam propter amorem
„Quod Te imitari aveo: quid enim contendat hirundo
„Cycnis?“ —

Nachdem er nicht ohne Mühe den Erlaubnißschein erhalten, das Gedicht in den Druck zu geben, verkaufte er seine Handschrift im April 1667 für fünf Pfund, mit der Bedin-

gung noch fünf Pfund zu erhalten, wenn 1300 Exemplare abgesetzt seyn würden; und wieder fünf Pfund nach dem Verkauf eben so vieler Exemplare der zweiten Ausgabe u s. w. Die erste Edition war in zehn Bücher abgetheilt; die zweite erschien 1674 in klein Octav, wo verschiedene Verbesserungen angebracht, und die Gesänge, durch Theilung des siebenten und zehnten zu zwölfe angewachsen waren.*)

*) Man hat den langsamen Verkauf, und die schlechte Bezahlung des verlornen Paradieses häufig als einen Beweis von der Ungewißheit des litterarischen Ruhmes angeführt, ohne sich in Miltons Lage und Zeitalter zurückzusetzen. Milton war ein erklärter Anhänger Cromwells, konnte also unter den Regierungen Karls und Jakobs schwerlich lauten und öffentlichen Beifall erwarten.

Der Absatz der Bücher ferner, war zu Miltons Zeiten nicht das was er jetzt ist. Das Lesen war noch nicht allgemeiner Zeitvertreib, noch nothwendige Bedingung des guten Tons. Zum Beweis, wie wenig Leser es gab, führt Johnson an, daß die Nation von 1623 bis 1664, d. i. in einundvierzig Jahren, sich mit zwei Auflagen vom Shakspear begnügte, die wahrscheinlich zusammen nicht mehr als

Drei Jahre nach Erscheinung seines verlornen Paradieses, gab er seine Geschichte von England heraus, die bis zu dem Einfall der Normänner reicht. Er ließ sich die Quellen zu diesem Werke vorlesen, trug jedesmal das Brauchbare daraus in seinem Plan ein, und dictirte sodann, nach Anhörung jedes einzelnen Moments dieses Plans, die ganze Geschichte. Sein Stil ist etwas rauh und fremdklingend, hat aber viel von jener wilden Stärke und Eigenheit, welche weit tiefern Eindruck macht, als die gelehrteste Korrecktheit. — Ueberhaupt haben Kenner vom ersten Range die Bemerkungen gemacht, daß Milton nie populaires einheimisches Englisch

1000 Exemplare ausmachten. Der Verkauf von 1300 Exempl. des verlornen Paradieses innerhalb zwei Jahren, war für jene Zeit, besonders bei so vielen noch ganz frischen Feindschaften des Dichters, bei der Neuheit des Gegenstandes und der Versification, nicht wenig, und ein ungewöhnliches Beispiel von der Ueberlegenheit des Genies. Das Werk mußte seinen Weg ohne Beistand machen, und seine Bewunderer getrauten sich nicht, ihre Meinung darüber öffentlich zu sagen.

schrieb, sondern immer irgend einen Alten vor Augen hatte, dessen Manier mit der Seinigen vermischt, seinem Vortrage oft ein sonderbares, wildfremdes, und schwer zu verstehendes Gepräge gab.

In eben diesem Jahre wurde das wieder gewonnene Paradies, und Simson Agonistes gedruckt — ein schön ausgeführtes, in der Manier der Griechen verfaßtes Trauerspiel, das nie für die Bühne bestimmt war. — Zu dem wieder gewonnenen Paradies hatte ihn Elwood, einer seiner Vorleser, veranlaßt. Es war seine letzte poetische Geburt, und sein Liebling, den er dem verlornen Paradiese vorzog — ein auffallender Beweis, wie mancher Verfälschung die Urtheile der Schriftsteller über ihre eignen Werke ausgesetzt sind! Was die meiste Mühe gekostet hat, darauf setzt man den größten Werth; und doch verhält sich Miltons verlornes Paradies, zu seinem wieder gewonnenen — wie der Sonnenfliegende Adler zum flatternden Pfau.

In seinem 66sten Jahre unterlagen endlich seine Kräfte der Gicht, mit der er so viele

Jahre gerungen hatte. Er starb mit einem stillen Seufzen am 16ten November 1674 in seinem Hause, und ward neben seinem Vater in der Sakristei zu Cripplegate begraben. Ein zahlreicher und glänzender Zug begleitete seine Leiche.

Milton war in seiner Jugend ausserordentlich schön; sein lichtbraunes Haar theilte sich auf der Scheitel, und hieng ihm, wie er uns den Adam mahlt, auf die Schulter herab; seine Züge waren regelmäßig, und eine Sonne schien aufzugehen, wenn ein schöner Affekt in sein Angesicht trat Seine Statur war vom Mittelschlag, weder schmächtig noch korpulent; seine Gliedmassen wohl proportionirt, nervig und wirksam, für die Fechtkunst gemacht, woran er viel Vergnügen fand, und es weder an Muth noch an Geschicklichkeit fehlen ließ, wenn es darauf ankam, eine Beleidigung zu rächen. In seiner Diät war er äußerst enthaltsam, nicht lecker in der Wahl seiner Speisen, ein Feind von allen Arten hitziger Getränke. Da er die traurige Erfahrung vor sich hatte, wie sehr das nächtliche Studieren in jüngern Jahren seiner Gesundheit geschadet; so

machte er sichs zum unverbrüchlichen Gesetz, sich früh niederzulegen, und schon vor fünf Uhr des Morgens aufzustehn. Nun ließ er sich ein Kapitel aus der Bibel vorlesen, studierte mit möglichster Vermeidung aller Unterbrechung bis 12 Uhr, machte sich alsdann (nach dem Verlust seines Gesichts) in einer Maschine eine Bewegung, speisete um 1 Uhr, spielte auf der Orgel und sang, (wozu ihm sein Vater, ein Meister in der Tonkunst, Anleitung gegeben hatte) studierte darauf wieder bis 6 Uhr, nahm bis 8 Uhr Besuche an, aß einige Bissen, rauchte seine Pfeife, und gieng mit einem Glas Wasser ins Bette.

Milton selbst sagte von sich, daß sich seine poetische Ader vom Herbst bis zur Frühlingsnachtgleiche am fruchtbarsten ergieße, und aus der Ungleichheit seiner Produkte scheint sich zu ergeben, daß er zu gewissen Zeiten tief unter sich selbst zurückblieb. Er trug sich gerade und offen; sein Umgang war angenehm, heiter und belehrend; sein Witz — bald ernst, bald scherzhaft, oder satirisch, wie man ihn wollte. Seine Urtheilskraft, wenn er nicht durch die Brille seines politischen und religiösen Systems

sah, richtig und tiefeindringend; seine Fassungskraft schnell wie Elekterschlag; sein Gedächtniß weit genug für alles, was er beherbergen wollte; seine Lektüre — ungeheuer, allumfassend; sein Genie — erhaben wie der Himmel, den er sang. — Er glaubte selbst, daß seine Seelenkräfte durch seine Blindheit erhöht worden seyn, und ordnete, ergänzte, und befruchtete nun die reichen Schätze von Wissenschaft, die er von Jugend an in seiner Seele aufgehäuft hatte. Man denke sich einen Geist, der viele Jahre lang mit Heishunger auf Ideen und Kenntnisse ausgegangen war, jetzt mit einmal vor ihm die sichtbare Schöpfung verschlossen, alle Zerstreuung von aussen aufgehoben, die concentrirte ungetheilte Kraft dieses Geistes in sein eignes Inneres geworfen; hier findet er sich von einer Welt von Eindrücken und Bildern überrascht; hundert Stellen werden sichtbar, die vorher in bewußtlosen Schatten eingehüllt lagen, Keime werden zu Blumen, Ahndungen zu Gedanken, Möglichkeiten zu Wirklichkeiten. Man gebe einem solchen Geiste die Einbildungskraft eines Homers, Ossians, Miltons, — und wundre sich noch, wenn

er die ihm entzogene äussere Schöpfung, durch eine innere zu ersetzen sucht!

Milton gehört unter die Vielwisser. In der klassischen Litteratur, Geschichte, Politik, Theologie, Kunst — war er Meister. Er las alle Sprachen, die man zu den Gelehrten oder Feinen zu rechnen pflget: Hebräisch mit seinen beiden Dialekten, Griechisch, Lateinisch, Französisch, Italienisch und Spanisch. Im Lateinischen war er einer der ersten Schriftsteller und Kritiker seiner Zeit; auch im Italienischen hatte er sich eine bewundernswürdige Fertigkeit erworben. Seine Lieblinge waren Homer, den er fast auswendig wußte; die Metamorphosen Ovids und Euripides. Den Spenser, Shakspear und Cowley hielt er für die ersten Dichter seiner Nation.

Milton war ein eifriger Republikaner, und beharrte unabweichlich vom Anfang bis ans Ende mit Aufopferung jedes Glücks und jeder Aussicht, bei seinen Grundsätzen. Er war also ein Mann von Charakter, und solche Leute wollte Cromwell, selbst ein Riesencharakter, haben. Er haßte Monarchen im Staate, und Prälaten in der Kirche — denn er haßte alles,

von dem er die mindeste Einschränkung seiner Unabhängigkeit besorgte.

Cromwell schätzte und belohnte sein Talent, und benutzte seine Feder häufig zu den geheimsten und wichtigsten Geschäften. Der Geist der Revolution, in welche Milton's Leben fiel, hatte starken Einfluß auf seinen Charakter, seine Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen. Sein herrschender Wunsch, sagt Johnson, war mehr aufs Niederreißen, als aufs Aufbauen gerichtet, und er haßte die Obergewalt mehr, als er die Freiheit liebte. In seiner häuslichen Sphäre, worin sich der Mensch am sichersten beurtheilen läßt, bewies er sich streng und herrisch. Seine Familie bestand nur aus Frauenzimmern, und eine gewisse Verachtung gegen das weibliche Geschlecht, als Geschöpfe untergeordneter Art, — die freilich ein Charakterzug seines Zeitalters überhaupt war, ist in mehrern seiner Werke unverkennbar. Er glaubte daß die Weiber zum Gehorsam, die Männer zu Empörungen geschaffen wären.

Miltons verlornes Paradies gehört unstreitig unter die ersten Produkte des menschlichen Geistes. Sein Thema ist das Schicksal

ganzer Welten; die Revolution des Himmels und der Erde; Empörung gegen den obersten König des Alls — angelegt durch die höchste Gattung geschaffener Wesen; Engelschlachten; die Niederlage der Rebellen und ihr gräßlicher Sturz; Schöpfung einer neuen Gattung vernünftiger Wesen, ihr ursprüngliches Glück, ihr Fall. Alle andere Größe schwindet vor der Größe in den Staub, welche Milton in seinem göttlichen Gedicht vor uns aufstellt. Die untersten seiner handelnden Personen sind die Stammeltern des menschlichen Geschlechts — tadellos und vollendet aus Gottes Hand hervorgegangen; seine übrigen Charaktere — Mächte, die nur die Hand des Allmächtigen abhält, die weite Schöpfung mit Trümmern und Verwüstung zu erfüllen — Triebfedern, ganz den großen Erscheinungen angemessen, welche durch sie hervorgebracht werden.

Die hervorspringendste Hauptfigur in seinem Gemählde ist Satan. Er ist durchaus Original, und man kann nicht ohne Entsetzen an seiner schaudernden Größe hinaufblicken — ein Zusammenfluß der größten wie der schlimmsten Eigenschaften in der ganzen Natur. Zuerst

sucht

sucht uns der Dichter einen hohen Begriff von seiner gräßlichen Körpergröße beizubringen:

„Er ragte aus den übrigen hervor,
„Erhaben an Gestalt und an Gebährde,
„Und stand gleich einem Thurm am Felsenufer. —
— — — — — —
„Doch tiefe Donnernarben hatten
„Sein Angesicht durchfurcht — die Sorge saß
„Auf seiner welken Wange.“ —

Eben so groß erscheinen seine geistigen Eigenschaften:

— — „Ihr Schreckniße, willkommen!
„Willkommen Unterwelt! und du, o Hölle,
„Empfange deinen neuen Herrn! Ha Einen
„Der eine Seele mit sich bringt,
„Die weder Ort noch Zeit verändern kann.“

Und weiter unten in dieser bewunderten Rede sagt er:

„Hier herrschen wir zum mindsten ungestört —
„Und herrschen nur sey unsrer Ehrfurcht Ziel
„Obgleich im Abgrund: — Besser in der Hölle
„Zu herrschen — als zu kriechen in dem Himmel!“

Mit minder starken Zügen, aber feiner Charakteristik sind die übrigen Geister gezeichnet.

Die Tugend des Raphael ist sanft, herablassend, mittheilend; die des Michael — ernst, erhaben, kriegerisch; die stille Treue Abdiels — höchst liebenswürdig. Moloch wird durch seine rohe Verwilderung, durch stolzen Uebermuth, und Rachsucht kennbar; Belial durch seine Beredsamkeit, und durch den betrüglichen Schein, womit er seine Furchtsamkeit und Ruchlosigkeit bedeckt; Mammon, der Trostloseste unter allen gefallenen Geistern, durch Klagen über seinen verlorenen Glanz; Beelzebub, an Würde der nächste an Satan, durch sein majestätisches Betragen, und seine scheinbar weisen Rathschläge hervorstechend. Alle diese Charaktere verrathen sich sogleich zu Anfang des zweiten Gesangs in ihren verschiedenen Reden. Der Charakter unsers Stammvaters im Stande der Unschuld ist höchst ehrwürdig; und der seiner holden Gespielin von unerreichbarer Liebenswürdigkeit.*)

In der Vollständigkeit und Ausführung des Entwurfs übertrift kein Kunstwerk

*) Man sehe hierüber Addisons wohlbekannte meisterhafte Kritik über das verlorne Paradies im Zuschauer.

der Welt das verlorne Paradies. Jedes einzelne lebt und wirkt in dem Ganzen; das herrliche Ganze spiegelt sich in jedem einzelnen ab. Schwerlich giebt es ein Gedicht von dieser Länge, woraus ohne sichtbare Verstümmelung des Ganzen, so wenig weggenommen werden könnte. Sogar die kurzen Abschweifungen zu Anfang des dritten, siebenten und neunten Gesangs, wo sich der Dichter von seiner Empfindung überwältigen läßt — wer, der Gefühl für das Schöne und Rührende hat, wünschte sie weg?

Die Darstellung des Großen und Ungeheuren war die eigenthümliche Sphäre des Miltonschen Geistes. Algarotti nennt es „gigantesca Sublimita Miltoniana.“ So sehr ihm Wahrheit, Schönheit und Güte zu Gebot standen; so verweilt er doch nie lange in ihrem Gebiet. Sein war das Vermögen, wie es kaum einem Dichter zu Theil wurde — das Große auseinander zu falten, das Glänzende zu erleuchten, das Schreckliche zu verstärken, das Dunkle zu verfinstern, das Fürchterliche zu vergrößern. Daher wählte er einen Gegenstand über welchen nicht zu viel gesagt werden

kann. Die wirkliche Welt war ihm zu enge; seine Lust — in den unabsehbaren Regionen der Möglichkeit umherzuschweifen; neue Arten des Daseyns zu bilden; Gedanken und Handlungen höherer Wesen zu schaffen; die Regionen der Hölle — die Räume des Himmels zu durchwandern.

Miltons Phantasie scheint sich jedesmal weiter auszudehnen, wenn ihm das ungeheure Bild Satans vorschwebt. In jedem Zuge seiner Schilderung bewegt sich das gigantische Ideal. Da er ihn sich mit Gabriel zum Kampf anschicken läßt, sagt er:

„Auf der andern Seite macht sich Satan auf.
„Alle Schrecken sammelt er um sich.
„Weit verbreitet steht er — unbeweglich,
„Gleich dem Atlas, oder Teneriffa:
„Zu den Wolken reicht sein Haupt empor;
„Schrecken kräußte sich auf seinem Helmbusch.“

Satans Flug ist so erhaben gezeichnet, daß wir die Riesengestalt gleichsam vor unsern Augen Himmelan steigen sehen:

„Jetzt dehnt er seine Seegelbreiten Schwingen
„Zum Flug aus, hebt sich auf in Nacht gehüllt,
„Den Grund verachtend. — Manche Meile steigt er

„Vermessen, wie in einem Wolkenwagen
„Hinan.“ — —

Eben der Geist, dem das Große so sehr zu Gebot steht, ist auch im Rührenden unübertreflich. Eva, nachdem sie die verbothene Frucht gekostet hat, eilt hastig zu ihrem Adam, um ihn mit ihrer wunderbaren Tugend bekannt zu machen. Dieser ruft mit Thränen aus:

„O schönstes Kind der Schöpfung! letztes, bestes
„Der Werke Gottes! — Du, in der sich alles
„Vereint, was irgend dem Gedanken, was
„Dem Auge reizend, göttlich, liebenswürdig
„Und süß dünkt — ach, du bist verloren!“

Herzdurchschneidend ist die Schilderung von unserm Stammvater, da er des göttlichen Fluches Gewicht fühlt:

„Auf dem Boden lag er ausgestreckt,
„Auf dem kalten Boden, — fluchte oft
„Seinem Daseyn, klagte oft den Tod an,
„Ihm am Tag des Abfalls angekündigt:
„Tod! warum erscheinst du nicht, begann er,
„Mir den langgewünschten Schlag zu geben? —
„Wird die Wahrheit ihre Losung brechen?
„Wird der Allgerechte nicht gerecht seyn? — —

„Wälder, Quellen, Hügel, Thäler, Lauben!
„Ach, ganz andre Töne lehrt' ich euch;
„Andre Lieder jauchzten eure Echos
„Jüngst mir nach!" — —

Eva, da sie von Adam einen strengen Verweis erhalten, wirft sich weinend vor ihm nieder, und fleht in folgenden Seelenschmelzenden Ausdrücken um die Rückkehr seiner Zärtlichkeit:

„Verlaß mich nicht, mein Adam! Gott, der weiß es,
„Welch reine Liebe, welche Ehrfurcht ich
„Im Herzen für dich trage; wie unwissend
„Ich sündigte, — durch welche List betrogen!
„Drum fleh ich, drum umfaß' ich deine Knie:
„Beraub mich deiner milden Blicke nicht
„Worin ich lebe, — deiner Hülfe nicht,
„Nicht deines Rathes — meine einz'ge Stärke,
„Mein Stab in dieser äußersten Betrübniß!
„Von dir verlassen — ach wo flieh ich hin?
„Wo bleib ich? . . O so laß, so lang wir beide
„Noch leben — eine Stunde nur vielleicht —
„Laß Friede herrschen unter uns!" —

Auch in der Gabe der beschreibenden Dichtkunst wetteifert Milton mit den ersten

Dichtern der Welt. Bey den Gemälden, die er im Allegro, Penseroso, im Comus, und verlornen Paradies aufstellt, ist es einem bisweilen, als wandelte man durch die stille Sommernacht; unter sich die blühende Seegen duftende Erde; über sich den hehren, mit Sternwelten besäten Himmel; vor sich das endlose Mondbestralte Meer. Ein magischer Schleyer liegt über seine poetische Landschaften verbreitet; man fühlt wohl, daß es nicht reine Natur ist, was er mahlt, und daß ihr seine schwelgende Phantasie manchen Zug geliehen hat; eben diese Magie aber macht seine Schildereien nur um so hinreißender. Wenn Thomson die unbelebte Natur bis in ihre letzten verlorensten Züge verfolgt; wenn er uns ihre mannigfaltigen Gestalten bisweilen so nahe bringt, daß sogar unsre Sinne vor ihrer Nähe zittern; so bringt Milton lebende Figuren in diese Natur, und knüpft sie an unser Herz. Wie oft bey Menschen von Empfindung und Phantasie die Erinnerung süßer ist, als der wirkliche Genuß; so mahlte der blinde Dichter die Natur mit stärkern glühendern Farben, als der sehende. Die ehmals empfangenen Eindrücke

aus der sichtbaren Schöpfung wurden durch seine Einbildungskraft gleichsam exaltirt, und in eine neue höhere Art von Daseyn gerufen. Verklärung umschwebt, wie die Morgenröthe eines schönern Lebens, seine Schilderungen vom Paradiese, und vom Stande der Unschuld unsrer Stammeltern.

Eva, da sie den himmlischen Boten erblickt, der sie aus dem Paradies treiben soll, bricht aus:

„O herber Schlag, noch schlimmer als der Tod!
„Und muß ich so mein Paradies verlassen?
„So meinen Heimathboden? — diese Schatten,
„Ein Aufenthalt für Götter . . .
„Holde Blumen!
„In keinem andern Himmelsstriche wachsend,
„Mein Frühbesuch, und meine Abendpflege,
„Die ich mit zarten Händen von der ersten
„Enthüllten Knospe aufzög, und euch Namen gab:
„Wer wird hinfort euch zu der Sonn' erheben?
„Wer eure Zünfte ordnen? wer mit Wasser
„Dem Götterquell entschöpft, euer Haupt bethauen?
„Dich endlich, Hochzeitlaube! ausgeschmückt

„Mit allem, was dem Auge, dem Geruch
„Erquickend ist — wie kann ich dich verlassen?
„Wohin in jener niedern Unterwelt,
„So düster und so wild? Wie können wir,
„Gewöhnt an Früchte der Unsterblichkeit,
„In andern minder reinen Lüften athmen?“

Der Kampf zwischen Michael und Satan im sechsten Gesange, ist ein staunenswürdiges Beispiel von der Erhabenheit in der Beschreibung:

— „ganz ähnlich schienen sie den Göttern
„In Ruh und in Bewegung, an Gestalt,
„An Anstand und an Waffen, werth die Herrschaft
„Des hohen Himmels zu entscheiden. Sieh,
„Jetzt zuckten ihre Flammenschwerter, zogen
„Jetzt grauenvolle Kreise durch die Luft.
„Zwo breite Sonnen — stralten ihre Schilde
„Von jeder Seite; die Erwartung lauschte
„Mit angehaltnem Odem um sie her.“ —

Noch eingreifender, noch kühner und fürchterlich näher ist nachstehende Schilderung Satans, die aber, wie andere, ewig keine Nachbildung erreichen wird:

„Plötzlich hebt er seine mächtgen Glieder
„Aus dem See empor: auf jeder Seite

„Weichen ihm die Flammen mit gekrümmten Spitzen,
„Ziehen sich in Wellen um ihn, lassen
„In der Mitt' ein grauses Thal zurück.
„Mit gedehnten Schwingen steu'rt er aufwärts
„Liegend auf der dunkeln Luft — die Luft
„Fühlt das ungewöhnliche Gewicht." —

VII.

Lord Camden.

Die Natur scheint ein Vergnügen daran zu haben, zu gewissen Zeiten Menschen hervorzubringen, die durch Genie und Charakter dazu berufen sind, über ganze Länder und Reiche Ruhm zu verbreiten, und ihre Dauer zu verlängern. Mögen die Zeiten noch so sehr von einander entlegen seyn; dieselben Charaktere treten wieder auf den Schauplatz, mit denselben Talenten, derselben Geistesgröße gerüstet, womit sie Felsen und Abgründe von Hindernissen übersprangen. Plutarch hat begeisternde Beispiele unter den Alten aufgestellt. Die neuere Geschichte liefert ähnliche Parallelen genug, und vielleicht wenig auffallendere, als die Charaktere Somers und Camdens, — zwei der edelsten Menschen, deren sich je ein Volk zu erfreuen hatte, und die ausdrücklich dazu berufen zu seyn schienen, den Ruhm, die Sicher-

heit und Freiheit ihres Vaterlandes zu gründen und zu verherrlichen.

Wer sich Camdens früher und geistreicher Vertheidigung der Freiheit, als Advokat vor den Gerichtsschranken; seiner Beharrlichkeit für die Sache der Wahrheit als Alterney-General; seiner immer gleichen Verwaltung der Gerechtigkeit; seiner kühnen und unbeugsamen Verurtheilung des General Warrant als Präsident im Gericht; seiner männlichen Bemühungen in Rücksicht der Wahlrechte als Lord-Kanzler; seiner eisernen Beharrlichkeit für die Erhaltung dieser Rechte, selbst mit Gefahr, seinen hohen Posten zu verlieren; seiner rastlosen Bemühungen für die Rechte der Geschwornen in Absicht der Schmähschriften, — besonders seiner letzten meisterhaften Rede in einem Alter von 79 Jahren, erinnert, als die Lieblingslehre seines ganzen Lebens, zu einem Gesetz des Landes erhoben wurde; wer alle diese herrlichen Züge und seine feurige Anhänglichkeit an die Constitution seines Vaterlandes überdenkt, der wird ihn als einen der ersten und edelsten Verfechter der Rechte und Freiheiten Englands anerkennen.

Dies sein öffentliches Leben wußte er mit so viel Rechtschaffenheit und Liebenswürdigkeit im Privatleben zu verbinden, daß beide Licht von einander empfingen. Im Zirkel seiner Freunde war er angenehm, gesellig und mittheilend, ließ weder den Rechtsgelehrten noch den Staatsmann merken, und mischte in seine Unterhaltung bald Munterkeit, bald Ernst, so wie es der Gegenstand heischte. Unter andern war er ein vertrauter Freund des großen Schauspielers Garrick, kostete oft die Freuden der Tafel mit ihm, machte mit ihm manche jovialische Exkursion durch und um die Hauptstadt, wobei nicht blos auf den gegenwärtigen Genuß, sondern auf Scenen der Natur und Kunst Rücksicht genommen wurde, welche in der Folge mehr als einmal Hörer und Schauer entzückten.

Mit diesen großen und mannichfaltigen Eigenschaften war er der Mittelpunct einer glänzenden weitgedehnten Bekanntschaft. Seine Freunde zogen ihn in den wichtigsten Angelegenheiten ihres Lebens zu Rath, und die Gefälligkeit und tiefe Erfahrung, womit er diesen Rath ertheilte, machten ihnen seinen Charakter immer theurer und verehrenswerther. Von meh-

reren Beispielen, welche hievon bekannt wurden, will ich nur ein einziges ausheben. Ein Edelmann von Rang und Talent fragte ihm seine Meinung in Rücksicht der Erziehung seines Sohnes ab. Es war an der Tafel, als sich Lord Camden nach einigen Besinnen mit folgenden denkwürdigen Worten hierüber erklärte: „Ich möchte mich,“ begann er, „für keine besondere Erziehungsart als die beste erklären — indem sie sich, meines Ermessens, stets nach dem Range, dem Temperament und der besondern Lage der Kinder richten muß. Eine allgemeine Regel aber giebt es, der es selten an seligen Folgen fehlen wird — ich meine das gute Beispiel der Eltern. Kinder gewöhnen sich schon von den frühesten Jahren daran, das Benehmen ihrer Eltern in allen Dingen als Muster zu betrachten: letztere sollten sich daher stets mit großer Vorsicht betragen, sollten sich stets an bewährte einfache Grundsätze halten, und die Wurzel tief und sicher genug anlegen, damit der Baum lustig wachse und gedeihe, jedem Stoß der Elemente trotze, und labende Früchte für die Welt trage.“

„So wie Pflanzen von Luft, Erde und

Wasser ihre Nahrung erhalten, so nehmen Kinder die Gewohnheiten, Sitten und Denkungsart derjenigen an, für die ihnen Natur und Religion Liebe und Ehrfurcht gebeut."

„Diese Art zu erziehen sollte sich mehr auf Unterhaltung als auf strenge Vorschriften gründen, müßte mehr zufällig als absichtlich bewerkstelliget werden — dergestalt, daß ein auf solche Art gebildeter Charakter mehr ein Werk der Natur als der Kunst zu seyn scheine, und einem Dritten das Veranstaltete dabey gänzlich entwische."

Man verglich Camden öfters mit dem berühmten Lord Somers, als demjenigen Canzler, dem er sich an Talenten, persönlichen Gebräuchen und andern äußern Umständen am meisten näherte. Wie weit diese Meinung gegründet sey, wird sich durch eine nähere Aufmerksamkeit auf die Eigenheiten beider Charaktere am besten beurtheilen lassen.

An Geisteskräften, an wandelloser Rechtschaffenheit erinnert immer einer dieser Biedermänner an den andern. Ueberwiegendes Verdienst, weder durch Privatgunst noch Partheigeist gestützt, erhob sie beide zu den höchsten und glänzendsten Aemtern, die man einem Bürger

anvertrauen kann. Diese Aemter füllten sie bis zum Neide aus — geliebt von ihren Freunden, verehrt von ihren Feinden, und entschlossen, sich ihren Mitbürgern so nützlich als möglich zu machen; standen unerschüttert und unangesteckt mitten unter den Lockungen des Hofes, und führten ihre mühsamen Geschäfte unverdrossen fort, bis es ihren Herrn gefiel, ihnen ihre Entlassung zu geben.

Wenn gleich Lord Somers von seinem Posten entfernt wurde, so entfernte sich sein großer Geist doch niemals von dem Wohl und Weh seines Vaterlandes. Im Jahr 1706 machte er im Oberhause den Antrag, in dem gemeinen Gesetz und der Canzley, wegen des langwierigen und kostspieligen Gangs mancher Geschäfte, einige Verbesserungen vorzunehmen, und zeigte sich dadurch weit über die dumpfe selbstsüchtige Sphäre seiner Collegen erhaben. Er ward zwar in dieser löblichen Absicht von den Anstiftern der „Law's de lay" gehindert, genoß aber immer des stillen Danks seiner Landsleute für seine wohlthätigen Bemühungen. In eben diesem Jahre brachte er die berühmte Vereinigung zwischen England und Schottland auf die

Bahn;

Bahn; und vornehmlich dem unermüdeten Eifer dieses Biedermanns hat man die Durchsetzung des heilsamen Projekts zu danken, wenn gleich die Misvergnügten in beiden Ländern durch heimlichen und offenen Widerstand die Bill in allen Instanzen aufzuhalten und niederzuschlagen suchten.

Lord Camden bewies sich nach seiner Entlassung nicht minder thätig und wachsam als vor derselben. Im ganzen Laufe des Amerikanischen Krieges war er jeder Veränderung desselben mit eifersüchtiger Wachsamkeit nahe, sagte dessen Folgen voraus, und bot seinen ganzen Kopf und alle Hülfsquellen seiner Beredsamkeit auf, die zwischen beiden Ländern ausgebrochenen Zwistigkeiten beizulegen. — Gegen das Gesetz wegen der Schmähschriften setzte er sich vom Beginn seiner Laufbahn an, als eine Neuerung, welche den constitutionellen Rechten des Volks zuwider liefe, und vereitelte öfters die Wirkungen dieser schädlichen Lehre durch sein Talent vor den Gerichtsschranken. Als sein Ansehn durch lange Erfahrung und glänzende Ehrenstellen höher gestiegen war, erhob er seine Stimme immer

mächtiger gegen eben dieses Gesetz, both die ersten Rechtslehrer zu seinem Beistande auf/ermunterte sie, ihren ganzen Einfluß zu Niederschlagung desselben geltend zu machen, und war stets erbötig, das Gegentheil auf Gefahr seiner Ehre und seines Amtes durchzusetzen. — Und hier war Camden wenigstens glücklicher als Lord Somers. Letzterer betrieb die Aufhebung des Law's de lay vergebens: Camden theilte durch seine unermüdete Beharrlichkeit den Geist der Untersuchung auch andern mit, und als Fox, in Verbindung mit dem Minister und andern Männern von Gewicht, am Ende den Sieg davon trug, schien der redliche Camden ein Alter von neun und siebenzig Jahren ganz vergessen zu haben, und vertheidigte die Sache der Freiheit mit dem vollen Feuer jugendlicher Beredsamkeit.

Unter allen Rechtsgelehrten seines Zeitalters ragt Lord Camden als der berühmteste hervor — vielleicht nicht sowohl wegen seiner höhern Kenntnisse in den Rechtswissenschaften, als wegen des freien und männlichen Gebrauchs, den er in Untersuchung und Vertheidigung der Constitution davon machte. Dieses

Zutrauen des Publikums in seinem Berufskreis ward ihm schon sehr früh zu Theil, und, was so selten der Fall ist, es vermehrte sich in der Folge auf jeder Stufe seiner Laufbahn — als General-Advokat, als Lord-Oberrichter, und als Canzler von England.

Er besaß ein großes Talent für Geschäfte, die er mit Schnelle und Genauigkeit durchdrang; und zugleich eine beneidenswürdige Gleichförmigkeit des Temperaments, die ihn, wo es nöthig war, in den Stand setzte, ganze Hügel von Akten mit beispielloser Geduld und Geistesgegenwart zu durchlaufen. Er war ein sehr fähiger Redner in den Gerichtshöfen, wie im Parlement, mehr gedrängt und logisch als blühend und bilderreich; daher forderte sein Vortrag wie seine Materie die strengste Aufmerksamkeit. Außerdem kam seinen Vorträgen noch sehr zu statten, daß es seine Zuhörer tief fühlten, wie sehr es ihm Ernst sey, und sich daher leicht von der Gewalt seiner Rede hinreißen ließen.

Er schloß sich mit warmer Zuthätigkeit an seine politischen Freunde an, und hatte das Glück, sie seiner Wahl stets würdig zu finden. Mit dem großen Lord Chathem lebte er in der

vertrautesten Verbindung, und dieser Bund dauerte ungeschwächt und unwandelbar bis zum Tode dieses erhabenen Staatsmannes fort, den er in allen seinen großen Unternehmungen für Freiheit und Bürgerglück unterstützte, und dessen Andenken er stets mit Rührung und mit Ausdrücken der Begeisterung feierte.

Unter allen politischen Stürmen seiner Zeit blieb Camden seiner einmal gewählten Parthei unabänderlich treu, wählte sich auf dem Pfade seines Berufs solche Gefährten, deren Genie und Rechtschaffenheit sie vor andere fähig machte, ihrem Vaterlande nützlich zu seyn; und dieser Ruf der Festigkeit umgab seinen redlichen, dem Vaterlande wie dem einzelnen Bürger gewidmeten, Charakter so sehr, daß sich selbst der Muthwille der Partheien nie den geringsten Anfall darauf erlaubte. — Ein seltenes Beispiel von Gerechtigkeit, die man einem großen Staatsmanne schon während seines Lebens wiederfahren ließ! Ewig wird sein Nahme in den dankbaren Herzen englischer Patrioten, als der treue Wächter ihrer Rechte und Freiheiten, leben.

VIII.

Malesherbes.

Chretien Guillaume Lamoignon Malesherbes wurde den 6ten December 1721 gebohren. Sein Vater, erst Generaladvokat, dann Präsident bey der Cour des Aides, und endlich Kanzler von Frankreich, war der ehrwürdigen Magistratspersonen eine, die, von der Wichtigkeit ihres Amts durchdrungen, unaufhörlich mit der Erfüllung ihrer Pflicht beschäftigt sind, und dieser gerne jedes Opfer bringen. Er wollte, daß sein Sohn, der seinen ersten Unterricht von den Jesuiten erhalten hatte, die damals in allen angesehenen Familien die Stelle der Hauslehrer vertraten, und der durch seinen Namen zu den ersten Magistratsstellen berufen war, sich dazu durch gründliches Studium der Geschichte und der Rechtsgelehr-

samkeit vorbereitete. Weit entfernt zu glauben, daß eine junge Magistratsperson sich im Gewühle von Gastereien, Schauspielen und andern lärmenden Vergnügungen der Hauptstadt bilden könne, war er vielmehr überzeugt, daß seine Lebensart den strengen Charakter seiner Verpflichtungen angemessen seyn, und er jede Gelegenheit zur Anwendung der Rechtstheorie, die er erlernt hätte, mit Eifer benutzen müsse. In dieser Rücksicht ließ er seinen Sohn zum Gehülfen des Generalprokurators ernennen. Diese Stelle, so gering sie auch dem Anscheine nach ist, war damals die Schule der Magistratspersonen, und Malesherbes bewies mehr als einmal, daß man sich darin hervorthun könnte.

Er war noch nicht vier und zwanzig Jahr alt, als er den dritten Julius 1744 zum Parlementsrath ernannt wurde. Durch die strengste Erfüllung seiner Pflicht erwarb er sich im Jahr 1749 die Anwartschaft der Präsidentenstelle, die sein Vater bekleidete, in der er ihm auch im Jahre 1750 folgte. Man weiß, wie sehr er sich in dieser neuen Laufbahn fünf und zwanzig Jahre hindurch auszeichnete; eine

gedruckte Sammlung aller seiner Verhandlungen während dieser Präsidentenschaft zeugt noch von dem Muthe, der Philosophie und Beredtsamkeit, die er darin entwickelte.

Diese wichtige Sammlung, die nur mit stillschweigender Erlaubniß gedruckt werden konnte, nicht in den Buchhandel kam und daher sehr selten geworden ist, besteht in einem Quartbande von 776 Seiten und hat den Titel: Mémoires pour servir à l'histoire du droit public de la France; ou, Recueil de ce qui s'est passé de plus intéressant à la cour des aides depuis 1756 jusqu'au mois de Juin 1775, avec une table générale des matiéres, à Bruxelles 1779.

Man erkennt darin, daß Malesherbes die Revolution nicht erwartete, um den Despotismus zu bekämpfen, die Rechte des unterdrückten Volks festzustellen und zurückzufordern, und die Stimme der Wahrheit mitten unter den Mißbräuchen eines verderbten Hofes erschallen zu lassen. Als Freund der Menschen und der Freiheit läßt er sich auf keine Unterhandlung mit dem Laster und der Hofgunst ein; er bestürmt alle Hindernisse, die er antrifft, und stößt sie nieder; er allein widersetzt sich einer

schmeichelnden Sklavenmenge, die sich vor der Gewalt niederwirft; unaufhörlich findet er in seinem von Liebe zum Guten und zur Wahrheit entflammten Herzen neue Waffen, und selbst dann, wenn man ihn gezwungen sieht, einer allgewaltigen Macht zu weichen, behält er noch ein Ehrfurcht einflößendes Ansehn.

Als er im Jahr 1763 in der Sache von Varenne, worüber er die stärksten Gegenvorstellungen gethan hatte, gezwungen war, die Begnadigungsbriefe, die gegen alles Recht und Gerechtigkeit zugestanden wurden, zu bestätigen, rief er von seinem Tribunal den Angeklagten zu seinen Füßen folgende merkwürdige Worte zu: Le roi vous accorde des lettres de grace, la cour les entérine, retirez vous; la peine vous est remise, mais le crime vous reste. (Der König bewilligt euch die Begnadigungsbriefe, der Gerichtshof zeichnet sie ein, entfernt euch; die Strafe ist euch hiemit erlassen, aber das Verbrechen bleibt euch.) Und diese Angeklagten genossen der höchsten Hofgunst! dem Prinzen von Condé, der im Jahr 1763 vom Könige abgeschickt wurde, um die Magistratspersonen, die gegen die Aufla-

gen Vorstellungen machten, zum Schweigen zu bringen, sagte er: La Vérité, Monseigneur, est donc bien redoutable, puisqu'on fait tant d'efforts pour l'empêcher de parvenir au trône? (Die Wahrheit muß doch sehr furchtbar seyn, da man so viel Mühe anwendet, ihr den Weg zum Throne zu versperren.)

Im Jahre 1770 sagte er dem Könige: On a donc persuadè à V. M., que c'étoit par le terreur qu'il falloit regner sur les ministres de la justice. Daignez songer, Sire, que la crainte est la partage des ames viles, et considérez, dans quelle classe d'hommes il faudra choisir ceux, que vous donnerez pour juges au peuple. (Man hat Ew. Majestät überredet, daß man die Verwalter der Gerechtigkeit durch Schrecken beherrschen müsse. Bedenken Sie aber, Sire, daß die Furcht der Antheil niederer Seelen ist, und erwägen Sie, aus welcher Menschenklasse man diejenigen wird wählen müssen, die Sie dem Volke zu Richtern bestellen werden.)

Weiterhin sagte er dem Könige: Quand on veut faire servir la puissance à satisfaire des passions particulières, on menace de l'autoritè ceux, qui gémissent deja sous l'injustice, et

on les réduit à l'aternative de faire des actes, qui puissent ètre imputés à désobeissance, ou de souffrir á la fois l'outrage et l'oppression. (Wenn man die Macht zur Befriedigung der Privatleidenschaften gebrauchen will, so bedroht man diejenigen, die schon unter der Ungerechtigkeit seufzen, mit der höhern Autorität, und treibt sie in die Nothwendigkeit, entweder Handlungen zu begehen, die ihnen zur Widersetzlichkeit angerechnet werden können, oder Schmach und Unterdrückung zugleich zu ertragen.)

Diese strenge Sprache, die mit so vielem Nachdruck vorgetragenen Grundsätze einer ewigen Wahrheit, findet man auf jeder Seite, fast in jeder Zeile der Vorstellungen, die er an den König richtet.

In denen, welche er ihm am 18. Febr. 1771 überreichte, sagt er ihm: Dieu ne plaça la couronne sur la tête des rois, que pour procurer aux sujets la sureté de leur vie, la liberté de leurs personnes et la tranquile proprieté de leurs biens. Les souverains peuvent avoir plus ou moins de puissance, mais ils ont partout les mêmes devoirs! S'il en est d'assez malheureux, pour commander à des peuples,

qui n'aient point des lois, ils sont obligés d'y suppléer, autant qu'ils le peuvent, par leur justice personelle et par le choix des depositaires de leur autorité; mais s'il existe dans dans un pays des lois anciennes et respectées, si le peuple les regarde comme le rempart de ses droits et de sa liberté, si elles sont réellement un frein utile contre les abus à l'autorité, dispensez nous, Sire, d'examiner si, dans aucun état, un roi peut abroger de pareilles lois; il nous suffit de dire à un Prince, ami de la justice, qu'il ne le doit pas. (Gott setze nur darum auf das Haupt der Könige Kronen, damit sie ihren Untergebenen die Sicherheit des Lebens, die Freiheit ihrer Personen und den ruhigen Besitz ihres Eigenthums verschaffen sollten. Die Könige können mehr oder weniger Macht besitzen, alle haben aber durchaus dieselben Pflichten. Sind einige unglücklich genug, über Völker zu gebieten, die keine Gesetze haben, so sind sie verbunden, so viel sie vermögen, jenen Mangel durch ihre persönliche Gerechtigkeit und durch die Wahl der Verwalter ihrer Macht zu ersetzen. Sind aber in einem Lande alte verehrte Gesetze vorhanden, betrachtet sie das Volk als eine Schutzwehr für

seine Rechte und Freiheit, und sind sie wirklich ein nützlicher Zügel gegen die Mißbräuche der höhern Autorität, so erlassen sie uns die Untersuchung, ob in irgend einem Staate ein König solche Gesetze umstoßen dürfe, und es ist genug, einem gerechtigkeitsliebenden Könige zu sagen, daß er es nicht thun müsse.)

Wenn sich Malesherbes Haß gegen den Despotismus und seiner Liebe für die Freiheit in allem, was er als Magistratsperson schrieb, schon viel muthiger und offner zeigte, als es in den meisten philosophischen Schriften geschah, durch welche man versuchte, die Meynnng über die Rechte der Völker und die Pflichten der Könige zu bilden, so vereinigte er noch ganz besonders in den berühmten Vorstellungen von 1775 alle Mittel, die ihm sein Verstand und seine Beredsamkeit darboten, um den Despotismus durch Darstellung seiner scheuslichsten Gestalt zu Boden zu schlagen, und die Blicke der Nation auf ihre unveräußerlichen Rechte zu lenken. Funfzehn Jahre vor den ersten Momenten der Revolution drang er schon auf eine Constitution und Nationalrepräsentation. Er zeichnete dem jungen Könige den Weg vor, den

er nehmen müßte, um den zahllosen Uebeln, die Frankreich damals drückten, abzuhelfen, und der König hat durch die Vernachlässigung der heilsamen Rathschläge eines so aufgeklärten patriotischen Rathgebers sein und Frankreichs fortdaurendes Unglück bewirkt. Jene muthigen und weisen Vorstellungen beschließt er mit den merkwürdigen Worten: „Bedenken Sie endlich, daß man an dem Tage, an welchem Sie ihren Völkern die köstliche Freiheit werden zugestanden haben, wird sagen können, daß nun ein Bündniß zwischen dem Könige und der Nation gegen die Minister und Magistratspersonen geschlossen worden; gegen die Minister, die verderbt genug wären, ihnen die Wahrheit verhehlen zu wollen; gegen die Magistratspersonen, die ihr Ehrgeitz so sehr verblenden mögte, sich das Recht, ihnen die Wahrheit zu sagen, ausschließend anmaßen zu wollen.“

Dieser letzte Zug, der gewiß nicht von dem größten Theil der Magistratspersonen gebilligt worden seyn mag, deren Stolz und Anmaßsung oft große Uebel hervorbrachten, zeigt hinlänglich, daß Malesherbes, eben so frei von den Vorurtheilen seines Standes als von allen

andern war, jede Rücksicht auf persönliches Interesse von seinem Herzen und Verstande entfernte, sich nur mit dem Wohl Aller beschäftigte, ohne alles Ansehen einer Kaste oder Parthey, und in allen Umständen nur von seinem guten Gefühl und seiner Philosophie geleitet wurde. So giebt er selbst den besten Maaßstab für seine Talente, sein Herz, seinen Verstand und seinen Muth für diejenigen, die daran noch zweifeln könnten. Man hat über die Rechte der Völker, über die Geschichte der Theorie des Rechts und der Auflagen nichts gesagt, von dem sich nicht das Wesentlichste in der genannten Sammlung finde. Ueberall entdeckte man das tiefe Gefühl für Freiheit, die er laut vertheidigte, als man noch kaum ihren Namen aussprechen durfte, und derer Sache er selbst damals mit Eifer unterstützte, als er eine Stelle bekleidete, deren Verrichtungen sich nicht mit ihr zu vertragen scheinen.

In demselben Jahre und in demselben Monate, indem er Präsident der Cour des Aides ward, erhielt er von seinem Vater, damals Kanzler von Frankreich, die Direction des Buchhandels. Man weiß, daß diese Art von

Ministerium errichtet worden war, um die Gedanken zu fesseln und das Talent und die Philosophie zu lähmen.

Nur gar zu oft ward es ihnen auch gefährlich; nur gar zu oft trugen die Knechte des Despotismus durch die Befehle, die sie von ihm erhielten geleitet, Jammer und Weh in die ehrwürdige ruhige Wohnung des rechtlichen Mannes, der den Muth hatte, die Wahrheit bekannt zu machen. Den Händen Malesherbes anvertraut, verlor diese Gewalt gewissermaßen die Natur, die sie bis zu ihm gehabt hatte, und mit so vieler Stärke wieder erhielt, als er sie aus den Händen gab. Seiner Vorsorge, seiner wohlthätigen Betriebsamkeit, seinem Muthe, mit welchem er selbst den Bemühungen der Vernunftfeinde trotzte, verdankt Frankreich die Werke vieler Philosophen, die in dem Zeitraume schrieben. Voltaire sagt in seinem Briefe vom 14ten October 1763 an d'Argental: „Malesherbes hat nicht unterlassen dem menschlichen Verstande Dienste zu leisten, indem er der Presse mehr Freiheit gab, als sie je gehabt hat; wir waren schon auf halbem Wege den Engländern nach.“ Die Gelehrten fanden

in ihm einen Unterstützer, Rathgeber und Vater; wenn er zuweilen gezwungen war, ihnen einen Rath zu geben der ihrer Meinung entgegen lief, so geschah es mit der Milde, welche die Vernunft jederzeit in dem Munde eines Freundes hat. Lange vorher ehe er angestellt wurde, sie zu bewachen, hatte er mit ihnen gelebt, und seitdem er das beschwerliche Geschäft übernommen hatte, sah er das Vergnügen, noch öfterer mit ihnen zu seyn, als die einzige Belohnung für seine Bemühung an. Er war selbst ein Gelehrter, und besaß hinlängliche Kenntnisse aller Art, um zu jedem die ihm angemessene Sprache zu reden, mit Interesse neue Werke zu durchlaufen und mit Urtheil diejenigen auszuwählen, die er zu Richtern darüber bestellen mußte. Oft spendete er mit der ihm natürlichen Delikatesse, die den Charakter der Redlichkeit und Gutmüthigkeit an sich trug, wichtige und mächtige Unterstützungen an diejenigen aus, deren Talente er ganz zu schätzen und deren Bedürfniß er zu errathen wußte.

Als er 1769 nach der Verabschiedung seines Vaters, an dessen Stelle Maupeau trat, aufhörte, die Direction des Buchhandels zu führen,

ren, verlor er doch die Mittel nicht aus den Augen, diese köstliche Freiheit zu erhalten, ohne welche nach seiner Meinung keine wahre Freiheit bei irgend einem Volke möglich ist. Ihr zu Gunsten hatte er einen sehr weitläuftigen Aufsatz ausgearbeitet, den er zwei Jahre vor der Revolution dem Könige und den Ministern in einem Augenblicke gab, wo er erwartete daß seine Stimme mit mehr Gutwilligkeit angehört werden würde. Das Verlangen Gutes zu stiften, ohne die Vortheile für seinen Ruhm zu berechnen, und die Hoffnung, desto sicherer seine Absicht zu erreichen, wenn er der Eigenliebe dererjenigen, die die Gewalt in Händen hatten, eine Gelegenheit darbot sich hervorzuthun, hielten ihm ab, dieses Werk drucken zu lassen. Er hatte eine Abschrift davon behalten, die aber vermuthlich mit vielen andern seiner Schriften ein Raub des Vandalismus geworden ist.

Am 12ten Julius 1775 legte er die Stelle des ersten Präsidenten nieder, und in demselben Monate ward er an de la Vrillieres Stelle zum Minister und Staatssekretair ernannt. Nachdem der Gerichtshof, dem er so lange vor-

gestanden hatte, mehrere Monate vorher alles angewandt, ihn von Niederlegung seiner Stelle abzuhalten, begab er sich einige Tage nach Malesherbes Ernennung zum Minister, in corpore nach seiner Wohnung, um ihn in einer rührenden, seiner würdigen, Rede Glück zu wünschen.

Mitten unter einem glänzenden Hofe, und dessen immerwährenden Feierlichkeiten und Verschwendungen, die ihn von allen europäischen Höfen unterschieden, bot der einfache Malesherbes, der keinen andern Schmuck als den Reiz seiner Tugend und Menschenfreundlichkeit hatte, einen Contrast dar, den man für ihn selbst hätte beschwerlich glauben sollen. Ihm aber, der gewohnt war, an den Menschen nur den wahren Werth zu schätzen, ihm konnte aller Glanz des Hofes nicht wankend machen; unbekannt mit Ränken und Schmeicheleyen, konnte er sich auch da seiner Liebe zum Guten so ganz überlassen, als begünstigte die ruhigste Einsamkeit seine Betrachtungen, und nichts für sich suchend, glaubte er: ein Minister, das heißt, ein Mann mit dem Vermögen bekleidet, das Gute zu thun und das Uebel zu verhindern,

müsse sich auf die Erfüllung seiner Pflichten einschränken, ohne seine Person und sein Verfahren nach der von dem Hofe angenommenen Methode einzurichten.

Ein alter Gebrauch untersagte den Magistratspersonen die zu Ministern von Paris erwählt wurden, ihr Costume zu behalten, sie waren verbunden, ihr schwarzes Kleid und ihre Magistrats-Perüke mit dem Haarbeutel und dem Degen zu vertauschen. Malesherbes, welcher glaubte, daß das Magistratscostum respectirt werden müsse, und daß es gewissermaßen schwach und lächerlich gewesen wäre, in seinem Alter noch die Kleidung zu verändern, kündigte an, daß er sein Costume behalten würde, und er behielt es. Sein bewunderns-würdiger Frohsinn, der ihn nie verließ, zeigte sich auch in einem hierdurch veranlaßten kleinen Zuge, der seines charakteristischen Wesens wegen erzählt zu werden verdient. Seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein lieberaler Geschmack hatten ihn mit den ausgezeichnetesten Männern in allen Wissenschaften und Künsten in Verbindung gebracht; diese waren gewohnt, einen Freund und Genossen an ihm zu sehen,

und er fand hierin die schönsten Genüsse für sein Herz und seinen Geist. In den ersten Tagen seines Ministeriums begegnete ihm im Vorhofe des Schlosses, Lamartiniére, erster Chirurgus des Königs; beide trugen dasselbe Costume, ein ganz schwarzes Kleid und die Magistratsperücke. Lamartiniére ging auf Malesherbes zu, klopfte ihn sanft auf seinen etwas vorstehenden Bauch und sagte: Bon jour Pater. Bon jour Frater, erwiederte sogleich lächelnd der Minister.

Malesherbes hatte längst bemerkt, daß wenn die Misbräuche in einer Regierung alt geworden sind und man einige reelle Vortheile daraus zu ziehen gewußt hat, ihrer Ausrottung unzählige Hindernisse im Wege stehen. Die Köpfe theilen sich dann in drey Classen; die eine geräth jedesmal, wo es darauf ankommt der Gewalt einige ihrer Werkzeuge zu rauben, in Enthusiasmus und will diese mit Geräusch zerbrechen; die andere, weniger muthig, glaubt daß es unbedachtsam ist eine Veränderung zu bewirken, ohne vielfache Vorsichtsmaaßregeln anzuwenden, welche Zaghaftigkeit andeuten; die dritte endlich, Lobrednerinn der Misbräuche

deren sie sich berühmt, besteht auf die Nothwendigkeit der Beybehaltung einer fehlerhaften Administration, indem sie mit auffallendem Gepränge die Umstände auseinander setzt, unter welchen sie hat nützlich scheinen können.

Dieses war in der That die Stimmung der Gemüther wie Malesherbes als Minister sich damit beschäftigte, die geheimen Verhaftbriefe (Lettres de cachet) aufzuheben. Hätte er nur auf den Antrieb seines Herzens geachtet, so würde er in seinem hohen Unwillen dies scheuslichste Werkzeug der willkürlichen Macht vernichtet haben; er fürchtete aber seinen vorgesetzten Zweck zu verfehlen, wenn er den Despotismus zur Wuth reitzte und gegen die Meinung seiner Anhänger dasselbe geradezu angriff; lieber wollte er durch Vermittelungswege dahin gelangen, und einen Gebrauch, der gegen alle Gerechtigkeit verstieß, auf die Grundsätze des Rechts zurückführen.

Es kam auch eigentlich nur darauf an den zahlreichen Opfern der willkürlichen Gewalt die Freiheit wieder zu geben und zu verhindern, daß ihr keine neue gebracht wurden. Er ließ sich die Staatsgefängnisse öffnen, und forschte selbst

nach allen, den Gefangenen vortheilhaften Umständen, und bald athmeten sie wieder die freie Luft, von Dankbarkeit für diese geübte Gerechtigkeit durchdrungen. Selbst diejenigen, die man gezwungen war fest zu halten, wurden damals mit der zärtlichen Vorsorge, der rührenden Aufmerksamkeit behandelt, die nur die aufgeklärteste Humanität einzuflößen vermag.

Bis dahin waren die geheimen Verhaftsbriefe, die als ein Mittel der Generalpolizey, als ein Theil der königlichen Prärogativen angesehen wurden, mit einer Schauder erregenden Leichtigkeit verlangt und ertheilt worden, und das war noch das Wenigste, daß ein Minister nach seinem Gefallen damit schaltete; bloße Schreiber und noch unbedeutendere Menschen theilten sie mit einer Freigebigkeit und Ungestraftheit aus, welche der Regierung zur Schande gereichte. Malesherbes fing damit an, daß er sich selbst den Gebrauch eines so unsinnigen und abscheuligen Rechts versagte; er überließ ihn einer Art von Tribunal, das aus den strengsten und redlichsten Magistratspersonen zusammengesetzt wurde, deren Meinung völlig übereinstimmend und auf wohl angege-

benen und bewiesenen Bewegungen beruhen mußte. Dies war die wahre Art, durch die Erfahrung zu beweisen, daß die Fälle, von welchen man annahm, daß die ungeheuern Verhaftbriefe eine Art von Nutzen darbieten könnten, den Gesetzen des Rechts unterworfen werden müßten; und um diese wüllkührlichen Befehle gänzlich auszurotten, durfte man nachher nur ein bleibendes Tribunal an die Stelle dessen errichten, welches der Minister zum Muster aufgestellt hatte, und dieses war sein Zweck. Er war nahe an der Errichtung desselben, als die elenden Hofränke seinen Freund, den tugendhaften Türgot zwangen das Ministerium zu verlassen; er glaubte nun auch nicht auf einen Posten bleiben zu müssen, von welchem es so leicht war den rechtlichen Mann herabzustürzen, und wo die weisesten Veranstaltungen unaufhörlich von den habsüchtigen Hofleuten hintertrieben wurden, welche stets bereit waren sich gegen alles aufzulehnen was ihren Hochmuth und ihre Raubsucht zügeln konnte. Das Gefühl der Ohnmacht, das Gute, das er so eifrig wünschte, zu bewirken, die Entfernung eines Freundes, der seine Bemühungen treu unterstützte,

und das Verlangen, die nützlichen Arbeiten die er im Sinne führte, endlich zu vollenden, bewogen ihn, am 12ten May 1776 seine Stelle niederzulegen.

Indem Malesherbes einen so glänzenden Schauplatz verließ, auf welchem seine eigene Bescheidenheit sich nicht ohne Bewunderung sah, und auf den ihm jeder wahre Patriot noch lange gerne gesehn hätte, nutzte er seine Muße und Einsamkeit zu wichtige Werke für das Wohl seiner Mitbürger und der Menschheit. Er unternahm um diese Zeit Reisen nach den verschiedenen Provinzen Frankreichs, nach Holland und der Schweiz, wo er mit Eifer und Einsicht alles sammelte, was für die Wissenschaften und Künste nur irgend wichtig war. Er reisete mit der Einfachheit und Oekonomie eines Gelehrten, der gerne unbemerkt bleibt, um besser beobachten und sich unterrichten zu können; seine Glücksmittel sparte er für solche Gelegenheiten, bey welchen er sich über irgend einen wichtigen Gegenstand neue Einsichten verschaffen konnte. Auf diese Weise gelangte er zu einen großen Vorrath von Beobachtungen, zu deren Bearbeitung er die Hälfte seiner Zeit anwendete; denn er

reisete langsam und oft zu Fuß, um die Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, mit desto größerem Nutzen zu studieren. Die Bekanntmachung seiner Sammlung von Bemerkungen würde von dem größten Gewinn für den Fortgang der Wissenschaften und Künste gewesen seyn. Er beschrieb das Beobachtete nicht nur mit Klarheit und Bestimmtheit, sondern stets bedacht auf das Wohl seines Vaterlandes, machte er auch von seinen Untersuchungen die nützlichste Anwendung zur Verbesserung verschiedener Zweige der Cultur und Indüstrie. — Außer einem großen Werke über die Juden, arbeitete er mehrere Schriften über die Toleranz aus. Oeffentlich wurden von ihm zwey, in den Jahren 1785 und 1786 sehr sorgfältig ausgearbeitete Denkschriften über die bürgerliche Verfassung der Protestanten in Frankreich bekannt. Die zweite Ausgabe davon erschien im Jahr 1788. Er überreichte sie beide dem Könige. Schon war er mit einer andern Arbeit der Art beschäftigt, als er wieder nach Hofe gerufen wurde; jetzt saß er im geheimen Rathe, ohne daß ihm die Direction eines besondern Departements übertragen wurde. Die Folge hat erwiesen,

daß diese der Tugend und Einsicht Malesherbes öffentlich erwiesene Ehre, nur ein geschickt angewandtes Mittel der damals Machthabenden Minister war, um ihre Operationen durch den ehrwürdigen Namen eines braven und aufgeklärten Staatsmannes zu decken. Weit entfernt ihrer Meinung zu seyn, überwand er seinen Widerwillen gegen die Hofexistenz nur, um seinen eigenen Bedürfnissen, nützliche Wahrheiten zu sagen, ein Genüge zu thun.

Seine im Rathe des Königs muthig geäusserte Meinungen bewirkten aber bald, daß ihm zu Vortragung derselben nur der schriftliche Weg übrig blieb. So entstanden seine beiden ersten Denkschriften über Frankreichs Lage und die Mittel, den drückenden Uebeln abzuhelfen, die er dem Könige überreichte. Ludwig der Sechzehnte war aber weit entfernt, die Wichtigkeit der heilsamen Vorschrift dieser in jeder Rücksicht vortrefflichen Schriften einzusehen; seine Schmeichler verbargen vor seinen Augen mit Sorgfalt die Tiefe des Abgrunds, an dessen Rand ihn die Umstände geführt hatten. Ja es ist gewiß, daß Ludwig damals, als es für ihn von der größten Wichtigkeit war, sich von den Wahr-

heiten, die diese Schriften enthielten, zu überzeugen, solche gar nicht einmal gelesen hat, und daß Malesherbes, ob er gleich Minister war, doch niemals eine besondere Audienz beim Könige erhalten konnte, und daß der unglückliche Ludwig, als er jene Schriften nachher zu spät zu lesen bekam, bittere Thränen darüber vergoß.

Die Fruchtlosigkeit aller seiner Bemühungen mußte nothwendig in der Seele des tugendhaften Mannes das Verlangen nach seiner Einsamkeit wieder wecken. Seine Felder seine Gärten, riefen ihn zurück; allein mit der Natur, mit seiner Familie, seinen Freunden, entfernt von allen Intriguen, konnte er seine ruhigern und nicht minder nützlichen Arbeiten wieder vornehmen. Ein mächtiger Grund bestimmte ihn vollends. Unausweichlicher Zeuge von den Irrthümern und Fehlern, welche die, in deren Händen die Gewalt war, unaufhörlich begingen, und doch gänzlich außer Stande, sie zu belehren und die Wirkungen ihrer strafbaren und sorglosen Unkunde verhindern zu können, war er es seinem Vaterlande und sich selbst schuldig, den Schein, als nähme er Theil daran, zu entfernen. Er bat dringend um die

Erlaubniß, sich zurückziehn zu dürfen, und erhielt sie.

Augenblicklich ergab er sich ganz den Beschäftigungen, die jederzeit das Glück seines Lebens ausgemacht hatten. Die Abende und einen großen Theil der Nächte brachte er mit Studieren und Lesen zu, den Tag über durchstrich er, eine Hacke in der Hand, seine Gärten und Hölzungen, vertheilte die Arbeiten, beobachtete die Resultate seiner Versuche, und ordnete neue an; jeder Schritt, jedes Unternehmen hatte stets das öffentliche Wohl zum Zweck.

In dieser geliebten Einsamkeit hatte sein unermüdetes Bestreben die fremden Pflanzen und Bäume zusammengebracht, die ihm zum Einheimischmachen die wichtigsten schienen; einige hatte er schon bis zu dem Grade vervielfältigt, daß er sie in seine Wälder herumpflanzen konnte; Augen und Geruch wurden da beim wiederkehrenden Frühlinge durch eine Allee von St. Lucienbäumen, als sie sich wohl nirgends findet, bezaubert; ein Wald von Judasbäumen machte einen reizenden Contrast; weiterhin verschafften dunkle Tannen, welche die höchsten Felsen bedeckten, eine imposante Ansicht; überall ward

man in dieser von der Natur schon reichen Gegend Spuren väterlicher Sorgfalt des Eigenthümers gewahr, und das Auge erstaunte über die große Menge und Mannigfaltigkeit der fremden Bäume, die es hier an offenen Orten, wo man nur einländische Pflanzen erwartete, überall wahrnahm.

Dieses Erstaunen verschwand aber bald, wenn man die Wohnung und die Ländereien unsers Malesherbes kennen lernte; man sah bald, daß er, seinen Grundsätzen getreu, nur in dem allgemeinen Wohl seinen Genuß fand. Das weitläuftige Haus, das er von seinem Vater erbte, hatte von ihm weder Veränderungen noch Verschönerung erhalten, obgleich es im Ganzen unbequem und schlecht angeordnet war; es wurden nicht einmal die nothwendigsten Unterhaltungs-Reparaturen daran gewandt, oder sie wurden doch erst im äußersten Nothfall und mit der größten Sparsamkeit gemacht. In der innern Einrichtung war durchaus keine Pracht; ein wohlhabender Stadtbewohner, der nur eben genug gehabt hätte, ein Landhaus zu besitzen, würde das alte einfache Hausgeräthe, das in den verschiedenen Zimmern aufgestellt

war, gewiß verworfen haben. Ein Park, der nicht mehr, ja weniger Umfang hatte, als die meisten Gärten großer Landeigenthümer, und dessen Unterhaltung außerordentlich wenig betrug, war mit der schönen Lage die einzige Annehmlichkeit seiner Wohnung, und doch kostete die Besitzung ihrem Eigenthümer jährlich außerordentlich große Summen. Aber, beseelt von einer aufgeklärten Wohlthätigkeit, bezahlte er den Einwohnern des Orts die unabsehlichen ununterbrochenen Arbeiten, welche er unter sie vertheilte, und die einzig und allein zu ihrem eigenen Nutzen und Vergnügen unternommen wurden. Bald verbesserte er durch verständige Wasserableitungen und sorgfältig unterhaltene Gräben eine niedrige Wiese, deren größter Theil Gemeingut war; bald veranstaltete er an den sumpfigen bis dahin unzugänglichen Ufern des Flusses einen angenehmen Weg mit köstlicher Umpflanzung, die sich weit über das Gebiet der Gemeinde erstreckte; hier hatte er feste Landbrücken angelegt, die das Verkehr erleichterten; dort hatte er neben der großen Landstraße einen schattigen Weg angebracht, der die Reisenden gegen die Sonnenhitze und den Un-

gestüm der Winde schützte; stets mit den Mitteln beschäftigt, solche Arbeiten, die ihm die härtesten schienen, zu erleichtern, und zu verringern, hatte er an vielen Stellen für das schwächere Geschlecht, das durch beschwerliche ökonomische Beschäftigungen täglich nach dem Flusse gerufen wurde, bequeme Schöpfplätze bereiten lassen; in dem Holze, das die Gemeine umgab, hatte er die Alleen und Fußsteige vermehrt, und hielt mit großer Genauigkeit auf ihre Unterhaltung; von Zeit zu Zeit hatte er auch Ruheplätze darin angebracht; selbst die Felsen zeigten Spuren seiner väterlichen Vorsorge und überall, wo er vermuthen konnte, daß tägliche Bedürfnisse auch die Kindheit hinführen möchte, entfernte er alle Hindernisse, die ihrer Schwäche hätten gefährlich werden können.

Mitten unter diesen und vielen andern solchen Beschäftigungen, mit welchen er jeden Augenblick seines Lebens verschönerte, erweiterte er die Spähre seiner heilsamen Thätigkeit noch mehr. Er suchte den Resultaten seiner Erfahrungen und Beobachtungen das Siegel der allgemeinen Nützlichkeit aufzudrücken. So hatte er die Materialien zu einer Menge von Schriften vorbe-

reitet, die er nach und nach würde herausgegeben haben; so verdanken wir ihm die intereßanten Beobachtungen über den Lerchenbaum, den Mahaleb oder das St. Lucienholz, welches der unglückliche Varenne de Venille *) in seinem letzten Werke über die Hölzer beschrieben hat; er hatte auch eine besondere Schrift über die Nadelhölzer verfertigt, eine andere über nützliche Kräuter, u. s. w.

Unter seinen vertrautesten Freunden zählte Malesherbes auch die Gebrüder Dühamel, die sich ebenfalls durch nützliche Thätigkeit auszeichneten. Der ältere von ihnen, Dühamel de Denainvillers, verließ nie seinen glücklichen Landsitz, um anspruchlos und vorurtheilsfrey alle die Erfahrungen und Entdeckungen zu prüfen, die ihm sein jüngerer Bruder, der

Schrift-

*) Dieses ist eins der bedauernswürdigsten Schlachtopfer, welches die, eine kurze Zeit in Frankreich wüthenden Barbaren in Lyon erwürgten. Die wichtigsten Arbeiten, die er bekannt gemacht hat und der unermüdete Eifer, mit welchem er fortfuhr zu arbeiten, gaben die schönsten Hofnungen und hätten gewiß den Fortganz der Forstwissenschaft sehr gefördert.

Schriftsteller, der, seinem lebhaftern Charakter gemäß, lieber in einer Hauptstadt und auf Reisen lebte, mittheilte, und die denn, wenn sie einen Theil des Sommers gemeinschaftlich auf dem Lande zubrachten, auf das weiseste benutzt wurden. Diese hatten Malesherbes auf die Idee gebracht, daß man in Paris ein Haupt-Correspondence-Büreau für den Landbau und die nützlichen Künste errichten möchte, und damit 30 bis 40 andere Büreaus in den Provinzen in genauer Verbindung zu setzen, damit jeder Landmann und Handwerker, der in seinem Gewerbe weitere Fortschritte machen wollte und könnte, daselbst Unterstüzzung und Belehrung fände. In einer Schrift über die Mittel, den Fortgang der Landwirthschaft zu befördern, welche die Ackerbaugesellschaft 1790 drucken lies, und in zwei Zusätzen die der Verfasser noch beyfügte, hat er auf eine höchst befriedigende Weise gezeigt, wie sehr der Ackerbau durch Anwendung seines Vorschlages zu verbessern, und wie vortheilhaft der damalige Zeitpunkt dazu wäre.

So brachte Malesherbes ruhig seine Tage unter immerwährenden nützlichen Landbeschäftigungen und mit steten Gedanken für das Wohl seines

Vaterlandes hin, als eine Begebenheit ihn seiner Familie und seinen Arbeiten entriß. Ludwig wurde vor das Tribunal der National-Versammlung gezogen, verlassen von allen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, und deren undankbare Hand bald das Innere ihres Vaterlandes zerreissen sollte. Verlassen selbst von denjenigen, die sich an sein Schicksal anschlossen, so lange ihnen dieses noch ungewiß schien, war Ludwig weit entfernt zu erwarten, daß derjenige ihm zu Hülfe eilen würde, von dem er nie guten Rath angenommen, für den er nie etwas gethan hatte, der an seinem Hofe nur Unannehmlichkeiten erlebte, und so oft über die Schändlichkeit der Maaßregeln zu seufzen hatte, die er troz seinen lebhaftesten und dringendsten Gegenvorstellungen befolgt sehen mußte.

Aber Malesherbes zog nur sein Herz zu Rathe; Ludwig war unglücklich, seiner ganzen Schwäche allein überlassen, und dieser Ludwig in seinem Glanze hatte ihn durch den Ruf ins Ministerium zu ehren und seine Wünsche zu befriedigen geglaubt. Er schrieb also an den Präsidenten der National-Versammlung folgenden Brief, den ich aus dem Journal des debats et des decrets

No. 86. S. 230. Sitzung von 13. December 1792, hier her setze.

Paris, le 11. Decemb. 1792,
l'an prémier de la Republique.

„J'ignore ſi la convention nationale donnera á Louis XVI. un conſeil pour le defendre, et ſi elle lui en laiſſera la choix. Dans ce cas lá je deſire que Louis XVI. ſache, que s'il me choiſit pour cette fonction je ſuis prêt á m'y dévouer.

Je ne vous demande pas de faire part á la convention de mon offre, car je ſuis bien eloigné de me croire un perſonage aſſez important pour quelle s'occupe de moi; mais j'ai été appellé deux fois au conſeil de celui qui fut mon maitre, dans le temps que cette fonction etoit ambitionnée par tout le monde; je lui dois le même ſervice, lorsque c'est une fonction que bien de gens trouvent dangereuse. Si je connoiſſois un moyen poſſible pour lui faire connoitre mes diſpoſitions, je ne prendrois par la liberté de m'adreſſer á vous.

J'ai penſé que dans la place que vous occupez vous aurez plus de moyens que perſonne pour lui faire paſſer cet avis.

Je ſuis avec reſpect ect. *)

*) Es ist mir unbekannt, ob der National-Convent Ludwig dem Sechszehnten einen Vertheidiger beigeben und ihm die Wahl desselben über-

Nachdem er einer so beschwerlichen und allem Anscheine nach auch gefährlichen Pflicht ein Gnüge gethan, kehrte Malesherbes in seine ländliche Wohnung zurück, wo er, seiner Familie und seinen Lieblingsbeschäftigungen wieder gegeben, durch Arbeiten, welche die Vervollkomm-

lassen wird. Auf diesen Fall wünsche ich aber, Ludwig der Sechszehnte erführe, daß, wenn er mich zu diesem Geschäfte erwählte, ich bereit wäre es zu übernehmen.

Ich ersuche Sie nicht, dem Convent mein Anerbieten bekannt zu machen, denn ich bin weit davon entfernt, mich für eine Person von der Wichtigkeit zu halten, daß er sich mit mir beschäftigen sollte. Aber ich wurde zweimal in den Rath desjenigen, der mein Herr war, zu einer Zeit gerufen, da ein jeder nach dieser Ehre strebte. Ich bin ihm nun, da viele Leute es für ein gefährliches Geschäft ansehen, denselben Dienst schuldig. Wüßte ich irgend ein anderes Mittel, ihm meine Entschließung bekannt zu machen, so würde ich mir nicht die Freiheit nehmen, mich an Sie zu wenden.

Ich glaube daß Sie an der Stelle, die Sie bekleiden, leichter als irgend ein anderer ihm diese Nachricht zukommen lassen können, und bin mit Ehrerbietung ꝛc.

nung des Ackerbaues zum Zweck hatten, sich neue Rechte auf die Achtung und Dankbarkeit seiner Mitbürger erwarb.

Diese köstliche Ruhe war aber nicht von langer Dauer. Eines Tages im December 1793, als Malesherbes eben, eine Hacke in der Hand, seine Gärten und Hölzungen durchstrich, ward er in einer Allee eine Menge Menschen gewahr, die auf sein Haus zugingen. An ihrer Spitze gingen drey Männer mit schwarzen hängenden Haaren, einem langen Barte und mit einem im Bandelier hängenden Säbel bewafnet; es waren drey Mitglieder vom Pariser Revolutions-Ausschuß, die, vermöge eines Befehls den sie bey sich hatten, von der Municipalität begleitet wurden, um den Schwiegersohn und die Tochter Malesherbes gefangen zu nehmen und nach Paris zu führen.

Diese grausame Botschaft machte den lebhaftesten Eindruck auf ihn; indem er sich aber mit den Leuten seiner Wohnung näherte, fühlte er wohl, daß er seine Betrübniß verheelen müßte, um nicht den Muth derer die sie erregten, niederzuschlagen. Er hofte selbst er würde sie in ihrem Unglücke begleiten können; aber die

aller ausgesuchteste Tyraney, deren System man auf die schrecklichste Weise bis zu seinem Tode befolgt hat, wollte, daß er den bittern Leidenskelch tropfenweise ausleeren sollte. Sein Schwiegersohn und seine Tochter gingen ab, und er blieb mit seinen Enkeln zurück.

Diese erste Begebenheit verbreitete Schrecken an dem bis dahin von der Tyranney der Decemvire verschonten Orte. Malesherbes allein, mitten unter dem unglücklichen Reste seiner Familie, beeiferte sich, diese zu trösten und ihr Hoffnungen, deren er selber bedurfte, einzuflössen, als am folgenden Morgen vor Tagesanbruch aufs neue Häscher erschienen und eine Proscriptionsliste vorzeigten, welche Malesherbes mit seinen jüngsten Kindern traf.

Der Schrecken hatte in den Herzen der Einwohner jener Gemeinde noch nicht tief genug gewurzelt, um allen Ausbruch des Unwillens, des Schmerzes und der Dankbarkeit zu ersticken. Die Traurigkeit war auf allen Gesichtern ausgedrückt; man wagte noch sich zu fragen, was der tugendhafte Patriarch gethan hätte, um ein solches Uebermaß von Strenge zu verdienen, und vier Municipal-Officianten hatten im Na-

men der Gemeinde den Muth, sich als seine Caventen zu verbürgen und ihn mit seiner Familie zu begleiten, um so wenigstens die demüthigenden Zurüstungen einer bewafneten Macht, mit welcher die Abgeordneten der Tyrannen den Wagen umgeben wollten, zu entfernen.

Mitten unter den schmerzlichsten Empfindungen, die alle Herzen zerrissen, fühlte Malesherbes die Ruhe des Tugendhaften. Weniger nun um sein Schicksal bekümmert das er angenehm fand, weil er es mit seinen Lieben theilte, verließ ihn seine offne Heiterkeit nicht. Seine Unterhaltung, eben so frey, eben so mannigfaltig und unterrichtend als sie immer zu seyn pflegte, verrieth seine Lage durchaus nicht, und wenn die niedrig wilde Sprache derer die ihn fesselten, nicht einen ganz unverkennbaren Contrast dargeboten hätte, so würde man gesagt haben, es seyen Freunde oder Nachbaren die er bey sich empfinge.

Er ging ab, und noch in derselben Nacht ward er mit seinem Enkel Ludwig Lepelletier in das Gefängniß der Madelonetten gebracht, während dessen seine übrigen Angehörigen in verschiedene Gefängnisse vertheilt wurden.

Es war für den edlen, in der Reinheit seines Herzens ruhigen und heitern Mann ein großer Trost, den Knaben, den er liebte, an seiner Seite zu behalten, und in seinem Betragen und Muthe die keimende Hofnung zu erblicken, die er für die Zukunft gab. Aber zu den rührenden Liebesbeweisen, die er von diesem Enkel empfing, wünschte sich Malesherbes doch noch das Glück, sich mit seiner übrigen Familie vereinigen zu können.

Dies war vielleicht das erstemal, daß er für sich selbst um etwas bat; er bat dringend darum, und erhielt es. Er wurde wirklich mit seiner ganzen Familie in dem Gefängnisse zu Portlibre vereinigt, und von dem Augenblicke an wünschte er nichts mehr.

Ein gefangener Greis, der nachher Anekdoten von seiner Gefangenschaft bekannt gemacht hat, beschreibt den Eintritt Malesherbes mit folgenden Worten: „Einen Abend war man dahin gelangt, sich durch eine Unterhaltung voller Intresse zu zerstreuen, als plötzlich die Ankunft des Malesherbes und seiner ganzen Familie angekündigt wurde; niemand war weiter „seines Schicksals gewiß, als man sahe, daß

„Malesherbes Tugend weder ihn, noch die „Seinigen hätte sicher stellen können; er trat „herein, und die erste Bewegung mitten im „allgemeinen Schmerze war, ihm einen Ehren- „platz unter uns einzuräumen. Noch habe ich „seine Heiterkeit vor Augen.“ — „Der Platz, „den Sie mir anbieten, sagte er, gehört dem „Alten den ich dort sehe, denn ich glaube er „ist älter als ich.“ — „Er bezeichnete mich da- „mit. Wir zerflossen in Thränen, und er „selbst hatte Mühe die seinigen, die ihm unsere „Rührung auspreßte, zu verbergen.“

Endlich kam der Augenblick herbey, an welchem die Tyranney alle ihre Wuth über diese unglückliche Familie ausschütten sollte. Malesherbes Schwiegersohn, der ehrwürdige Vater des jungen Menscheu, der, sein eigen Unglück vergessend, nur besorgt war seinen Großvater und seine Geschwister zu trösten, der tugendhafte Lepelletier Rosanbo, wurde von seinen Kindern getrennt, in ein anderes Gefängniß gebracht, und starb wenige Tage nachher auf dem Blutgerüste. Den folgenden Tag kamen die Todesboten, Malesherbes, seine Tochter, seine Großtochter und den Gemahl dieser jungen Person

ihrem Schmerze zu entreißen. In diesem schrekkenvollen Augenblick sagte Malesherbes würdige, ihm in so vielen ähnliche Tochter zur Bürgerin Sombreuil, die am 2ten September das Leben ihres Vaters gerettet hatte, die rührenden Worte: Vous avez eu la gloire de sauver votre pére, j'ai du moi la consolation de mourir avec le mien. (Sie haben den Ruhm ihren Vater gerettet zu haben, mir wird wenigstens der Trost mit den Meinigen zu sterben.)

Vergeblich würde ich versuchen, den Seelenzustand Malesherbes beim Anblick solcher Grausamkeiten zu schildern, oder einen Begriff von dem tiefen Schmerz der Verzweiflung der drei Kinder zu geben, die übrig blieben. — Malesherbes hatte der Natur deu Tribut der Empfindlichkeit gezollt, er hatte alles gethan, seine Kinder zu dem schrecklichen Augenblick zu stärken; noch wollte er ihnen das Beispiel des redlichen Mannes im Kampf mit dem Tode geben, oder vielmehr er gab dieses Beispiel, ohne daran zu denken, indem er sich der erhabenen Ruhe überließ, die ihm immer, auch im Leiden, auszeichnete. Seine Hände wurden gebunden, er gieng dem Grabe entgegen; schon wollte er über

die Schwelle des Gefängnisses schreiten um den abscheulichen Karren zu besteigen, der ihn erwartete; indem er sich noch mit denen unterhielt die ihn umgaben, werden seine schwache Augen eine Ungleichheit des Bodens nicht gewahr und sein Fuß stieß an einen Stein: „Seht da," sagt Malesherbes zu dem der neben ihm geht, „das heißt man eine üble Vorbedeutung; ein Römer würde an meiner Stelle gleich wieder umkehren," und so ging er lächelnd fort. Der Edle starb 72 Jahr 4 Monat und 15 Tage alt. Er hatte nur zwei Töchter gehabt und der einzige männliche Erbe, den er von ihnen hatte, ist Ludwig Lepelletier Rosanbo, ein Jüngling voll der schönsten Hofnung.

IX.

Roland.

Bei den stürmischen Aufstande eines ganzen Volkes von der Sklaverei zur Freiheit ist die Folge wohl natürlich, daß viele Ungebundenheiten, Ausschweifungen, Laster und Greuelthaten mit unterlaufen. Verdorbene Menschen stehen gewöhnlich auch da in Menge mit an der Spitze. Menschen, deren Seelen es zur Annahme der Tugend, soviel ihnen auch die neuentdeckte Freiheit Lebenslust und Schwungkraft verleihen mag, an Kräften gebricht; sie sind fürs Gute zu sehr abgestumpft, als daß sie auf einmal und plötzlich Tugend ausüben könnten; und daher kommt es denn auch, daß uns eine solche Revolte ein Gemische großer Tugenden und großer Laster darstellt, wobei es dem gleich-

zeitigen Biograph oft sehr schwer fällt eine richtige Schilderung zu entwerfen; zumal die Leidenschaften des Augenbliks, die Partheien oft hindern in ihren Unternehmungen stets unbefangen zu Werke zu gehen.

Roland wurde wechselsweise zu London wie auch in Paris, bald vergöttert — bald gemishandelt, und es scheint wohl immer noch einigen Zweifeln unterworfen zu seyn, ob sein Unglück bloß dem Partheigeiste, oder der Gerechtigkeit seiner Nation beizumessen ist.

Damals als die Revolution ausbrach war er Vorsteher der Posten zu Bourdeaux. Er folgte dem Beyspiele mehrerer Menschen von Talent und Rechtschaffenheit in Frankreich, und ward ihr eifriger Anhänger. Er wurde ein würksames Mitglied des berüchtigten-Jocobinerklubs, und hatte beträchtlichen Antheil an der Herausgabe einer Zeitung. Als der König im Frühjahr 1792 nach dem Wunsche der Pariser ein patriotisches Ministerium niedersetzte, wurde Roland zum Minister des Innern ernennt. Der Hof gewann viel beim Volke durch diese Wahl, und Roland wurde damals wegen seiner Tugenden geliebt, wegen seiner Fähigkeiten geachtet.

Den 12. Juny 1792. entließ ihn der König seines Amtes, mit Servan und Claviere. Man ist seitdem allgemein übereingekommen, daß diese Maasregel sehr unbedachtsam und übel gewählt war. Sie erregte durch ganz Frankreich viel Argwohn und Misvergnügen, und ein Hauptgrund des Volksgewitters am 20sten Juny war diese Entlassung. Die gesezgebende Versammlung erklärte, daß Roland das Bedauern der Nation mit sich nehme; und ihre Erklärung war in alle Departements versandt.

Noch vor seiner Entlassung ließ Roland ein Schreiben an den König abgehen. Dieser Brief ist mit Recht in alle Sprachen übersetzt worden, und würkte damals stärker auf die Gemüther der Neufranken, als irgend eine andere Volksschrift.

Am 11ten August nach der Entsetzung des Königs, war Roland von der Nationalversammlung zu einem Mitgliede des provisorischen Vollziehungsraths ernennt. Er war aber schon Deputirter des noch immer sitzenden Convents; und da sich nach der Constitution beide Stellen nicht vereinigen ließen, so bat er um seine Entlassung aus der Versammlung. Einer

der Deputirten machte damals den Antrag, daß man ihn einladen möchte, seine Stelle zu behalten. Da aber Cambon anmerkte, daß es die Verantwortlichkeit eines Ministers gewissermaßen schwächen heiße, wenn man ihm seine Stelle im Volkssenat lasse, so ward der Antrag niedergeschlagen. Roland gab mithin den Wünschen des Publikums nach, räumte seinen Sitz in der Versammlung, und blieb im Ministerium.

Einer unserer Schriftsteller sagt von ihm: daß seine Adressen an den Convent sich durch Korrektheit und Zierlichkeit immer ausgezeichnet hätten. Die leztere Eigenschaft sollen sie seiner Frau zu verdanken haben, weil sie eine Dame von Geschmack und viel Belesenheit war.

Bei der Enthauptung des Königs nahm Roland seinen Abschied. Damals hatten sich zu Paris zwei Hauptpartheien aufgeworfen, unter dem Namen des **Berges**, und der **Girondisten**; Erstern schrieb man mehr Geist und Kenntnisse, Leztern mehr Charakter und Festigkeit zu; auch warf man diesen vor, daß sie insgeheim die Coalirten begünstigt hätten; und sonderbar genug ist es, daß während ihrer Regierung Frankreichs Waffen aller Orten unter-

lagen, statt daß seit ihrer Entfernung durch den Berg, ein unerwartetes staunenswerthes Glück die Anstrengung dieses Volks gekrönt hat. Die Pariser entschieden für den Berg, und die angeklagten Girondisten wurden verhaftet.

Unglücklicherweise hatte sich Roland auf die Seite der Girondisten geschlagen. Ob ihn Brissot's Ehrgeitz irre geführt, ob seine eigene persönliche Eitelkeit, wovon er eine beträchtliche Dosin besessen haben soll, seine Vernunft berückt habe, ist wohl nicht leicht zu entscheiden. Seine Arretirung war beschlossen; er entfloh. Seine Gemahlin, eine der geistreichsten Damens von Paris, von der das Volk einmal annahm, daß sie ihm in seinem Amte, und in seinen nachfolgenden Maasregeln beigestanden, wurde festgenommen und mußte unter dem Beile der Guillotine ihr Leben endigen; sie hatte sich zur Coriphee einer Gesellschaft von Metaphisikern, Gelehrten, Conventionsmitgliedern und Ministern aufgeworfen, die ihr alle Tage den Hof machten. Alle Freitage war bei ihr große Zusammenkunft, es wurde dabei die Politik der ganzen Woche ausgekramt, und der Plan auf die folgende entworfen. Außer ihr

wurde

wurde zu diesen Mysterien kein Frauenzimmer zugelassen. Sie war die Haupttriebfeder der Brissottiner, und deshalb fürchtete sie Robespierre; er ließ sie, trotz der Freisprechung des Revolutionstribunals ins Gefängniß nach St. Pelagie führen, und das zweite Mal war die Jury des Tribunals gehorsamer und verurtheilte sie zum Tode. Roland wanderte eine Weile unstät und flüchtig in Bretagne umher; die Nachricht von seiner Gemahlin Tode schlug ihn aber vollends nieder, er wollte nun nicht mehr leben, und endigte sein Daseyn durch einen Pistolenschuß. Sein entstellter Leichnam wurde ohnweit einer Landstraße gefunden, und erkannt.

Er war ein heller vorurtheilsfreier Kopf, geübter Denker, in der alten und neuen Litteratur bewandert, treflicher Geschäftsmann, liebenswürdiger Hausvater, von großer Einfalt der Sitten. Er war ungefähr sechszig Jahre alt, lang, hager, von freundlichem Ansehen und blasser Farbe. Sein Anzug war äußerst simpel; ein dunkles Kleid mit grünem Zeug gefüttert paßte sehr gut zu seinem grauen Haar das frei um die Schulter hing.

X.

Reveillon.

An diesem glücklichen, aber durch die Revolution in Frankreich unglücklich gewordenen Manne, versuchte diejenige Parthei, von welcher die Umwerfung des Staats beschlossen war, und die damals sowohl die Nationalversammlung, als ganz Frankreich irre führte, den ersten Versuch, um zu sehen wie weit ihre Macht über das Volk reichte; sie wollte an ihm gleichsam ihre ersten Kräfte aufbieten, um gewiß zu seyn, wie weit sie ihre Unternehmungen ausdehnen dürften. Sie wählte zu diesem Versuche einen rechtschaffenen, allgemein beliebten Mann, in der Voraussetzung, daß wenn sie im Stände wäre den Pöbel gegen einen solchen Mann aufzuhetzen, es ihr in der Folge leicht

werden würde, es gegen andere zu thun. Gelang der Versuch, so war die Revolution gleichsam schon gemacht; gelang er nicht, so war es noch nicht Zeit, anzufangen; und er gelang leider! Hier ist die Geschichte.

Reveillon wurde von armen Eltern geboren, und kam in seiner Jugend zu einem Papierhändler in die Lehre. Drei Jahre brachte er als Lehrbursche in dieser Handlung zu, und mußte nun, nachdem die Lehrzeit zu Ende war, sein Glück weiter suchen. Mehrere Tage irrte er in Paris ohne Unterhalt, Brod und Kleidung umher, die ihn kaum vor der Kälte schützte; in diesem schrecklichen Zustande traf er einen seiner Freunde, den Sohn eines Tischlers; aber auch dieser war ohne Geld; er hatte einen Hobel bei sich, den er sogleich verkaufte, um aus dem dafur gelöseten Gelde seinem Freunde Brod zu verschaffen. Sie gingen nun, nachdem die erste und größte Noth gehoben war, zu verschiedenen Papierhändlern, die sie kannten, um ein Unterkommen ausfindig zu machen; allein das elende Ansehen des Reveillon war Schuld, daß ihn niemand in Dienst nehmen wollte. Endlich trafen sie doch einen, dem die

Noth des jungen Menschen zu Herzen ging; er nahm ihn zwar nicht in seine Dienste, erlaubte ihn aber in seinem Hause einige Tage zu bleiben. In dieser Zeit beobachtete ihn der Mann sehr genau, und da ihn sein rechtschaffenes Betragen gefiel, so nahm er sich vor, ihn bey sich zu behalten.

Troz aller Anstrengung und Fleiß war Reveillon jedoch nicht vermögend bei dem Kaufmanne mehr als 30 Thaler im Jahre zu verdienen, und als er seinen Herrn verließ, bestand sein ganzes Vermögen aus vier und einen halben Thaler. Reveillon fing jezt an für seine eigne Rechnung zu arbeiten, wozu ihn sein spekulativer Kopf Gelegenheit gab. Er kaufte Papier, verkaufte es wieder, und hatte nun bald das Vergnügen ein Vermögen von 75 Thalern und einern silbernen Uhr zu besitzen. Die Regelmäßigkeit seiner Aufführung verschafte ihn die Hand einer vortrefflichen Frau, durch die er in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangte, und nun konnte er seinen Papierhandel mehr ins Große treiben. Sparsamkeit, Thätigkeit, Ordnung und Genauigkeit waren die Mittel durch welche er reich wurde. Im Jahre 1760 legte er eine

Fabrik an, um Sammtpapier zu verfertigen, und bald wurde diese die erste Fabrik in Paris. Anfänglich hatte er nur zwölf Arbeiter, aber bald hatte er Arbeit für achtzig. Seine Glücksumstände verbesserten sich beträchtlich, und er kaufte sich ein Haus in der Vorstadt St. Antoine, wo er äusserst glücklich lebte. Er gab den Papierhandel auf, und beschäftigte sich nun ganz mit seiner neuen Manufaktur. Noch eine andere Fabrik ohnweit Paris wurde von ihm angekauft, um da den Versuch zu machen, das geglättete Papier der Engländer nachzuahmen, und der Versuch gelang vollkommen. Er erhielt für diese Erfindung, den, von Herrn Necker zur Aufmunterung der Künste gestifteten Preis. Nun fing er an, auch das holländische Papier nachzumachen, und auch dies gelang. Jezt war seine Fabrik eine der ersten in Europa, und er beschäftigte darinn mehr als 300 Arbeiter, und außer derselben eben soviel in der Stadt. Derjenige Künstler, welcher die Zeichnung für die Tapeten machte, bekam jährlich außer andern Vortheilen 10,000. Livres, und er bezahlte jährlich bloß für Händearbeit mehr als 200,000 Livres. Unter allen seinen Arbeitern

herrschte die größte Ordnung, sie liebten ihn alle wie ihren Vater, er versorgte ihre Kinder, und keiner verließ ihn. In dem harten Winter von 1788 bis 1789 konnte wegen der ungewöhnlichen Kälte lange nicht gearbeitet werden; dennoch behielt er alle seine Arbeiter, und bezahlte sie vor wie nach, gab auch einigen die es bedurften, Geld und Holz.

Er lebte glücklich und zufrieden in der frohen Empfindung, alles was er war, durch sich selbst geworden zu seyn, und in dem angenehmen Gefühle, der Vater und Wohlthäter einer großen Anzahl von Menschen zu seyn, die durch ihn Arbeit und Nahrung erhielten. In dieser glücklichen Lage befand er sich als er von der Orleanschen Parthei, die schon mehrere Schandthaten ausgeübt hatte, zum Opfer ihrer tief verstekten Plane ausersehen, und der Wuth des Pöbels Preis gegeben wurde. Man streuete heimliche Verleumdungen aus, suchte den Pöbel gegen ihn zu stimmen, theilte Geld aus, suchte ihn dem Volke als einen Anhänger des Adels vorzustellen, und behauptete er wolle den Arbeitern nur funfzehn Sous bezahlen. Der durch diese Verläumdungen aufgebrachte Pöbel kam am 27sten

Aprill 1789 unter der Anführung des Abbe Roy, eines bekannten Bösewichts und Revellons persönlichen Feindes, zu ihm, um ihn, wie er sich ausdrückte, in Stücken zu zerreissen. Glücklicherweise war er nicht zu Hause, als der wüthende Haufe anlangte; sie rächten sich daher an einem Strohmanne dem sie seinen Namen gaben und dann vor seinem Hause verbrannten. Zugleich kündigten sie an, daß sie morgen bewaffnet wiederkommen wollten. Des folgenden Tages versammelten sie sich gegen Mittag wieder, und der rasende Haufe zog sich gegen Reveillons Haus zu. Schrecken und Furcht gingen vor ihnen her; in allen Straßen durch welche sie heulend und schreiend zogen, wurden Thüren und Buden verschlossen. Man gab dem edlen Manne Nachricht von dem Anzuge der Bösewichter, und kaum hatte er noch Zeit sich mit seiner Frau zu retten.

Er hatte eine zahlreiche Wache von Soldaten ins Haus genommen, und alle Eingänge besetzt; allein sie waren bestochen, und im Angesichte derselben, schlugen die Empörer die Thüren ein, drangen mit gräßlichem Geschrei in den Garten, steckten mehrere Feuer an, stürzten ins Haus,

und warfen alles was sie fanden ins Feuer; alle Kostbarkeiten, Wäsche, die Handlungsbücher, kurz alles, was ihnen vorkam, wurde ein Raub der Flammen. Nachdem nichts mehr zu verbrennen übrig war, drangen sie in alle Zimmer des Hauses, rissen Tapeten, Spiegel und Gemälde von den Wänden, zerschlugen Thüren, Schränke und Fenster, sogar das marmorne Gesimse der Kamine entging ihrer Wuth nicht. Endlich raubte der rohe Haufe, der Niederträchtigkeit mit Wuth vereinigte, eine beträchtliche Summe Geldes und andere Kostbarkeiten aus den zerbrochenen Schränken. Dieser schreckliche Auftritt dauerte über zwei Stunden; dann erst kamen einige Truppen, die den Pöbel zu zerstreuen versuchten; aber diese Unmenschen wagten es die Soldaten anzugreifen, und nun entstand ein abscheuliches Blutbad. Ueber zweihundert Personen verlohren dabey das Leben. Die Zimmer waren mit Leichnamen angefüllt, sogar die Keller lagen voll im Rauche gestickter Menschen. Der Verlust, welchen Reveillon durch diese Kannibalenhorde erlitte, belief sich über 200,000 Livres, und durch den Verlust der Handlungsbücher büßte er wenigstens

300,000 Livres ein; denn seit diese nicht mehr waren, weigerten sich die Schuldner zu bezahlen, und läugneten die Schulden ab. Der Kredit war verlohren, die Manufaktur zerstört, sein Haus zur Mördergrube gemacht, und kaum konnte sich nun der unglückliche Mann mit seiner Frau vor der Wuth des Pöbels, der sie allenthalben suchte, um sie zu morden, retten. Der einzige Zufluchtsort, der ihm übrig blieb, war die Bastille, er flohe mit seiner Frau dahin, und brachte daselbst mit Erlaubniß des Gouverneurs einige Zeit zu, bis er Gelegenheit hatte, nach England zu flüchten.

XI.

Bonnemer.

Zwischen Gewühl von Grausamkeiten, zwischen Mord und Zerstörung, gehen oft edle Handlungen hervor, die es werth sind, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Hier ist eine solche Handlung, eine solche edle That, die selbst die tollste Wuth eines rasenden Pöbels nicht hindern konnte, und die um so größer ist, weil sie mit Gefahr, ja selbst mit der augenscheinlichsten Gefahr des Lebens verknüpft war.

Bey Eroberung der Bastille war die Wuth des Pöbels zu einer fürchterlichen Höhe gestiegen, sogar Weiber fochten an die Seite der Männer, und suchten diese, wo nicht zu übertreffen, doch wenigstens ihnen gleich zu kommen; man sengte und brennte. Das Wachthaus, und das Haus des Gouverneurs wurden

in Brand gesteckt, das Feuer wüthete und trieb diejenigen Personen, welche sich bis jezt in dem Hause aufgehalten hatten aus demselben heraus. Unter diesen befand sich ein schönes, junges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, Mademoiselle de Monsigny, die Tochter des Officiers der Invaliden. Sie erschien im Hofe, und ein Haufe des Pöbels bemächtigte sich ihrer. Vor Schrecken fiel sie ohnmächtig nieder. Man trug sie in den äußern Hof, und einer rief: „Seht! seht! hier ist de Launay's Tochter, kommt, weil uns der Schurke die Bastille nicht übergeben will, so wollen wir diese, vor seinen Augen lebendig verbrennen!“ Sie legten sie sogleich, noch ohnmächtig, auf einen Strohhaufen, den sie anzündeten. Ihr Vater oben auf dem Thurm, der seine Tochter in Flammen sah, sprang die Treppe herunter und eilte ihr zu Hülfe; aber zwei Kugeln, die ihn zu gleicher Zeit trafen, strekten ihn leblos zu Boden.

Bonnemer, einer von denjenigen, welche die Bastille eroberten, sahe nicht sobald diese verabscheuungswürdige Grausamkeit, welche man an einem schwachen unschuldigen Geschöpfe

ausübte, als er sich auch zugleich entschloß sie zu retten. Er drängte sich mitten durch die sie umgebenden Mörder bis zu der unglücklichen hin, sprang muthvoll in die Flammen welche schon hoch aufloderten, und entriß sie sowohl selbigen, wie auch ihren Mördern; er brachte sie an einem sichern Ort wo er ihr auch zugleich Hülfe verschaffte, und so erhielt dieser edle Mann das Leben dieses unschuldigen Mädchens.

XII.

Wasers Leben und Charakter.

Es findet sich nicht oft in dem Charakter eines Menschen so viel Widersprechendes von Guten und Bösen, so viel scheinende Herzensgüte, und so viel Rachsucht, so viel Höflichkeit und Gefälligkeit auf der einen, und auf der andern Seite ein so übertriebener Stolz, so viel Kenntniß und so viel Unbesonnenheit, als in dem Charakter des Mannes sich zu vereinigen schien, dessen Leben ich meinen Lesern hier im Auszuge schildern werde.

Waser war es, in dessen Seele gute und böse Eigenschaften immer im Kampfe zu seyn schienen, und wo letztere so die Oberhand gewannen, daß es schwer wurde, die erstern bemerken zu können.

Waser stammte aus keiner ansehnlichen Familie ab, denn er war der Sohn eines Bä-

ckers; doch ist der Name seiner Familie wegen eines ehemaligen Burgermeisters dieses Namens nicht unberühmt geblieben. Vielleicht entstand schon dadurch in Wasern der ehrgeitzige Gedanke, einst auch noch als Staatsmann in seiner Vaterstadt genannt zu werden: wenigstens war es wohl keiner der schwächsten Reitze für ihn, sich mit Staatsangelegenheiten abzugeben und den Patrioten zu spielen. Bei einem jungen Manne der sich fühlt, ist dieser Ehrgeitz nicht nur sehr verzeihlich, sondern in gewisser Rücksicht und unter gewisser Einschränkung selbst lobenswürdig; immer aber eine gefährliche Leidenschaft, wenn nicht das Herz gleichen Antheil daran nimmt. Und das war, wenn auch Anfangs nicht ganz, doch zulezt der Fall bei Wasern.

Ungeachtet er zur Politik so großen Hang hatte, so wählte er doch den geistlichen Stand zu seiner Bestimmung; und dies kam wohl daher, weil nach der Verfassung von Zürich jeder Geistliche auch neben seiner Pfarre sein Zunftrecht behält; er darf sich als Bürger und Mitglied seiner Zunft in alle weltlichen Angelegenheiten mischen, und kann auch, wenn er

sein Amt niederlegen will, zu einer Stelle im Rathe gelangen.

Ausser der Politik hatte Waser die Physik und Mathematik zu seinem Lieblingsstudium gemacht. Zu letzterer schien er noch mehr Talent zu besitzen als zu ersterer, jedoch wurde er schon sehr jung zum Mitglied der physikalischen Gesellschaft erwählt. Einige einsichtsvolle Mitglieder dieser Gesellschaft entdeckten Fähigkeiten in ihm, und suchten ihn durch diese Ehrenbezeugung anzufeuren, sich auszubilden. Zum Beweis, daß man sich in seinen Fähigkeiten nicht geirrt hatte, und mit seiner Thätigkeit sehr zufrieden war, vertraute man ihm die Aufsicht über die Bibliothek und über die Naturalien und physikalischen Instrumente der Gesellschaft an.

Als darauf die Pfarrstelle zum Creuz erledigt wurde, so übertrug man sie ihm; er nahm sie an und verrichtete sein Amt ohne Tadel. Man lobte ihn auch als einen guten Prediger; indeß trieb er doch das Christenthum und die Lehre desselben nicht anders als eine Wissenschaft, welche ihm zu lehren aufgetragen worden war. Er untersuchte nicht, er empfand

nicht, er ließ es so gut seyn, wie es war, und trieb seine Lehre mehr Handwerksmäßig als aus innerer Ueberzeugung, jedoch so daß er Vorwurfsfrei blieb.

Als Pfarrer mußte er nun die Allmosen-Rechnungen, die seine Pfarre betrafen, beiwohnen. Er hatte schon einige Male Lücken darinn zu entdecken geglaubt, ging deswegen zu den beiden Obervögten dieses Amts und verklagte die beiden Untervögte vom Dorfe. Sie versprachen die Sache zu untersuchen und thaten es. Waser aber war mit ihrer Untersuchung nicht zufrieden, ging zum Bürgermeister Heidagger, und verklagte nun die beiden Obervögte, als hätten sie den beiden Untervögten, nach richtig befundener Klage, die auf zwanzig Züricher Pfund öffentlich gesetzte Strafe, heimlich aus der Allmosenkasse zu erlegen erlaubt. Heidagger, der in allen Stücken sehr behutsam zu Werke ging, nahm diese Klage nicht an, sondern wies ihn vor den Rath, wenn er gegründete Klagen vorzubringen hätte, rieth ihm aber, sich ja mit juristischen Beweisen zu versehen, widrigenfalls er, wenn er die Sache nicht beweisen könnte, seine Pfründe

aufs

aufs Spiel sezte. Wasers Blut war aber einmal in Aufruhr gerathen, er untersuchte nun nicht mehr, hielt seine Gründe für unumstößlich, und verklagte die beiden Obervögte vor den Rath. Man nahm ihn sein Anbringen ab, und forderte Beweise. Waser hatte keine. Er brachte noch andere Beschuldigungen vor; und auch dafür hatte er keine Beweise. Sein Verfahren sprach ihm nun selbst das Urtheil. Waser wurde seiner Pfründe entsezt, mußte ihrer entsezt werden, auch wenn er Recht gehabt hätte; die Geseze verurtheilten ihn.

Wenn man alle Folgen, die aus dieser Entsezung vom Amte entstanden, psychologisch betrachtet, und seine eigne Art darüber zu denken, die sich bis zum Tode gleich bei ihm erhielt, dazu nimmt, so läßt sich fast vermuthen, daß er unter Muthmaßungen von Ungerechtigkeiten, Wahrheiten mit vorgetragen, oder daß er wenigstens von der Zuverlässigkeit seiner Beschuldigungen moralisch überzeugt gewesen. Daher denn sein unversöhnlicher Haß, seine unvertilgbare Rachbegierde gegen den Rath und die Chorherren; daher noch in seinen leztern Stunden die Warnung und Ermahnung an

den Magistrat, er möchte sich hüten künftig jemanden Unrecht zu thun.

Waser war nun seines Amtes entsetzt; nichts konnte ihn überzeugen, daß er mit Recht abgesetzt worden war. Er sahe es als eine offenbare Ungerechtigkeit an, die es doch nicht war, wie jeder Unpartheilsche selbst urtheilen wird. Der Funke von Rachsucht in seinem Charakter, der schon in seinem Knabenalter, dann und wann, wenn er sich beleidigt glaubte, aufzulodern angefangen, glomm nun heimlich immer stärker und stärker fort, schien mit Gewalt zurückgehalten zu werden, und sehnte sich nach einem verzehrenden Ausbruch. Rache, ewige Rache war nun die Losung jedes Gedankens, jeder künftigen Unternehmung; und diese gefährliche Leidenschaft, die sein Temperament sehr begünstigte, verdrängte in ihm alles das Gute, was er bisher gehabt hatte.

Waser hatte wirklich Seiten wo gute Eigenschaften hervorzuleuchten schienen, aber die weit hervorstechenden schlechtern verdunkelten immer jenes schwache Licht des wenigen Guten. Er schien, so viel man ihn kannte, kein schlechter Hausherr, kein schlechter Ehemann und kein

schlechter Vater zu seyn; er war ferner kein Wollüstling, ein fleißiger thätiger Mann in seinem Hause und ein Mensch von außerordentlicher Höflichkeit und Dienstfertigkeit.

Er hatte eine Frau von Familie, und hatte Vermögen mit ihr erheyrathet. Von der Zeit an, als er sein Amt verlohren hatte, lebte er blos von diesem, und zehrte es auf bis auf 1400 Gulden, welche bey einem Bauer ausgeliehen waren. Nicht lange vor seiner Gefangennehmung schwatzte er der Frau vor, das Capital sey bey dem Bauer nicht sicher, sie sollte es ihm überlassen, er wolle es heben und aufs Rathhaus bringen. Die Frau ließ sich dieses gefallen. Waser brachte ihr einen Schein vom Rathhause, und sie glaubte nun den kleinen Rest ihres Vermögens in Sicherheit gesetzt zu haben. Als sie nach dem Tode ihres Mannes das Geld benöthigt war, meldete sie sich auf dem Rathhause, um ihr Geld wieder zu erhalten; allein man wußte von keiner Verschreibung, und als der von ihr vorgezeigte Schein untersucht wurde, fand es sich, daß er von Wasern war nachgemacht worden. — Hier zeigte es sich schon auffallend, daß er nur

schien ein guter Ehemann und Vater zu seyn; denn Waser konnte sein Brod auswärts finden, allein er wollte es nicht; auch in Zürich selbst durfte es ihm nicht sehr schwer fallen bey seiner großen Thätigkeit, sein ehrliches Fortkommen zu gewinnen, ohne sich einer solchen Niederträchtigkeit schuldig zu machen. Aber er brachte seine Zeit größtentheils mit unnützen Grübeleien hin, und selbst für seine nützlichen Arbeiten die er zum Druck bestimmte war er zu stolz etwas zu nehmen; er fühlte sich beleidigt, wenn ihm der Verleger etwas anbot.

Neben seinem Stolze, der unbiegsamer und hartnäckiger war, als man glauben sollte, war er unausstehlich höflich, sogar kriechend. Aber seine Dienstfertigkeit war wieder ein sonderbarer Zug in seinem Charakter, der vielleicht eben so wenig Güte des Herzens war. Es konnte ihn sein ärgster Feind, den er von ganzem Herzen haßte, um die Gefälligkeit bitten, eine Schrift von vielen Bogen abzuschreiben; und er that es mit vieler Bereitwilligkeit.

Sein unbesonnenes und rachsüchtiges Betragen hatte die meisten seiner Mitbürger wider ihn aufgewiegelt. Unter den wenigen

Freunden, die er behielt, und die ihn seiner Kenntnisse und Talente wegen schätzten, befand sich vorzüglich der Bürgermeister Heidegger. Er selbst sah diesen Mann als seinen besten Freund an, und wußte, alles was er in seinem Vaterlande noch etwa erwarten durfte, mußte größtentheils von Heideggern kommen. Dieser sonst kluge und vorsichtige Staatsmann, machte ihn zu einer Art von Vertrauten, suchte ihn zu mancherlei Absichten zu gebrauchen, und vertraute ihm auch öfters Papiere an, die er mißbrauchen konnte. Waser vergalt dieses Zutrauen damit, daß er einen üblen Gebrauch davon zu machen suchte, stahl, wenn ihn Heidegger von ohngefähr allein im Zimmer ließ, Papiere weg, um ihm Staatsfehler aufzudecken, und schmiedete hernach auf diesen seinen Freund und Beschützer, ein beleidigendes Pasquil zusammen. Dieser Zug in seinem Charakter zeugt schon zur Gnüge von seiner Niederträchtigkeit; aber ein anderer, durch welchen selbst seine ehemaligen Freunde in ihm den niedriggesinnten feilen Bösewicht kennen lernten ist dieser: Als man die Allianz zwischen Frankreich und der Schweiz erneuern sollte, und Hei-

degger, damals beinahe der Mund der gesammten Schweitz, die Erneuerung dieser Allianz bestätigt haben wollte, so mochte er freilich in seinem vaterländischen Canton, bey den Zünften nicht geringe Widersprüche vermuthen. Er brachte es also dahin, daß die Allianz geschlossen wurde, bevor die Sache den Zünften zur Ueberlegung vorgetragen war. Ein großer Theil von Bürgern, die schon für sich wider die Allianz, und besonders mit Heideggers und des Raths Verfahren, unzufrieden waren, lehnten sich in den Zünften mit Vorstellung dawider auf, und zeigten mit Gründen, daß dieses Geschäft gar nicht so behandelt worden sey, wie es hätte behandelt werden müssen.

Als nun die Sachen so standen, daß sich die Bürger dieserhalb in Partheyen theilten; so trat auch Waser öffentlich zur Parthey der Misvergnügten, und sprach mit vieler Heftigkeit wider die Allianz; er that sogar in einer engen Versammlung von Bürgern den Vorschlag eine Rebellion anzufangen: Niemand war aber geneigt ihn anzunehmen und zu befolgen. Wer hätte nun wohl von Wasern, nach allen dem, wie er sich hierbey gezeigt hatte, und

was sich von ihm über diesen Punct erwarten ließ, wer hätte von diesem mit seiner Obrigkeit so unzufriedenen Manne wohl geglaubt, daß es bloß eine angenommene Rolle sey, die er in dieser Versammlung spielte, und noch dazu die schimpfliche Rolle eines Spions? Daß er dieses war, ist außer Zweifel: er war Heideggers Spion, und hinterbrachte ihm Alles, was in den geheimen Versammlungen der Bürger vorgegangen war. Den Vorschlag zu einer Rebellion hatte er seinen Freunden bloß gethan, um sie auszulocken, und hätten sie darein gewilligt, so hätten sie sich gewiß nicht viel Gutes von ihm versprechen dürfen: denn Waser war zu allem fähig, und redlich meinte er es mit Niemanden.

Sein großer Plan war vielleicht kein anderer, als eine allgemeine Verwirrung zu verursachen und nach glücklicher Bewerkstelligung derselben zu sagen, oder fühlen zu lassen, seht, das konnte Waser, den ihr beleidigen durftet. In dieser Absicht raffte er alles zusammen was nicht nur zu innerlichen Unruhen Anlaß geben, sondern auch seinen väterlichen Staat mit andern in Verwirrung und übles Verständniß

bringen konnte. Bey einem Prozeß zwischen dem Kanton Zürich und dem Kanton Schweiz über den Züricher See, gab sich Waser alle ersinnliche Mühe, das Recht und Unrecht beider Cantone in ein Licht zu stellen, das für den Canton Schweiz sehr vortheilhaft und für Zürich sehr nachtheilig war. Er verfertigte einen Aufsatz darüber, und wußte seine Beweise für das Recht des Cantons Schweiz so wahrscheinlich zu machen, daß man glauben mußte, die Sache befinde sich wirklich so, und machte sich dadurch eines Verbrechens gegen sein Vaterland um so mehr schuldig, da sein Aufsatz bey näherer Beleuchtung nur zusammengesuchte Wahrscheinlichkeiten enthielt.

Einen Verdacht dessen sich Waser in vielen Augen schuldig gemacht hat, kann ich unmöglich übergehen, es war nemlich der, von der Nachtmalvergiftung. Den Wein, welcher zu dieser Handlung gebraucht wurde, holte man immer in einem Hauptgefäße, und schüttete ihn des Sonnabends in die Kannen, welche die Nacht über auf dem Altare stehen blieben. Sonntags Morgens bei der Ausspendung des Nachtmals fand sich nun, daß die ersten sechs Kannen alle

unrein, die übrigen aber alle rein waren. Im Hauptgefäße war auch noch ein Rest vom Wein übrig geblieben, der eben so rein und klar war, wie der Wein in den lezten Kannen. Am Altartuche fand man die Hände abgewischt, daß man deutlich die Finger unterscheiden konnte. Man ließ dieses Tuch zweimal in heißem Wasser ausbrühen; aber man konnte die Flecke nicht herausbringen. Ob es wirkliches Gift, übel zubereitetes Gift, oder sonst etwas unschädliches war, darüber wage ich nicht zu entscheiden. Man sann nun hin und her wer wohl so ein Verbrechen zu begehen im Stande gewesen wäre; und bei vielen Personen fiel bald der Verdacht auf Wasern. Freunde sagten sich ihn schon damals ins Ohr. Ihre Ahndung gründete sich auf folgende muthmaßliche Zusammentreffung von Möglichkeiten.

Waser konnte als Bibliothekar der physikalischen Gesellschaft aus dem physikalischen Saal, zu welchem er beständig den Schlüssel behielt, in die Kirche kommen.

Sein grenzenloser Haß gegen den Magistrat und die Chorherren schien ihnen der Bewegungsgrund der schändlichen That zu seyn, weil

diese bey der Communion immer die ersten sind, welche den Kelch empfangen.

Nicht lange nach dem Vorfalle selbst, erschienen Pasquille, worinnen Leute, auf die selbst im Traume kein Verdacht fallen konnte, als die Giftmischer angegeben wurden.

Verschiedene Personen wollten in diesen Schandschriften Wasers pasquilartigen Stil erkennen, weil er sich schon als Pasquillant bekannt gemacht hatte.

Jemand wollte sogar einen Mann aus Wasers Hause haben kommen und an dem einen Orte, wo man ein solches Pasquill angeschlagen fand, stille stehen sehen.

Auch daß das Gift keine Wirkung gehabt, war ein Grund des Verdachts mehr, weil seine meisten chemischen Versuche unvollkommen ausfielen.

Ob dieser schreckliche Argwohn gegründet oder ungegründet war, kann nicht erwiesen werden. Man deutete ihn in seinen lezten Tagen von Ferne darauf, aber er bezeigte großen Abscheu dagegen, und mochte nichts davon hören, die Sache blieb also bey bloßen Muthmassungen.

Waser wurde, wie ich schon früher angemerkt habe, von einigen seiner Freunde zu verschiedenen Arbeiten gebraucht; der damalige Stadtschreiber Landold, hatte ihm einige wichtige Dokumente aus dem Archive, unter welchen sich auch der Cessionsbrief Kaisers Otto von der Grafschaft Kyburg befand, zur Vergleichung mit den Kopeyen und zur Ausbesserung anvertraut. Freilich hätte man so wichtige Papiere ausser dem Archive Niemanden ohne Ausnahme, in die Hände geben sollen; aber Waser war gerade der Mann, der zu solchen Dingen sehr brauchbar, und in seiner Dienstfertigkeit bey dergleichen Arbeiten schon bewährt erfunden worden war. Landold gab sie ihm also mit nach Hause, ohne etwas Arges zu vermuthen. Nach einiger Zeit schickt ihm Waser die Papiere in einem unversiegelten Päckchen zurück. Der Stadtschreiber hat nicht gleich Zeit sie nachzusehen, und öffnet das Päckchen erst nach einigen Tagen. Welch ein Schrecken überfiel ihn, als er gerade das wichtigste Dokument vermißte! Er schickt gleich zu Wasern, läßt ihn freundschaftlich bitten, er möchte doch zu Hause nachsehen, ob er nicht das Originaldokument

von Kyburg ohne sein Wissen zurückbehalten habe. Waser ließ ihm sagen, er hätte ihm Alles geschickt, er sollte nur recht darunter nachsuchen, so werde er es gewiß finden. Landold mochte suchen wie er wollte, das Dokument war nirgends zu finden; er schrieb ihm nochmals, und bat ihn aufs Höflichste, er möchte doch unter seinen Schriften nachsehen, ob es sich etwa darunter verkrochen. Aber Waser fühlte sich dadurch beleidigt, gab ihn zur Antwort, ob er ihn für einen so nichtswürdigen Mann hielte; er wäre ja des Galgens werth, wenn er so etwas zu thun im Stande wäre, und er bäte, ihn inskünftige mit fernern Nachfragen zu verschonen, sonst würde er ihn verklagen. Anderthalb Jahre nach dieser Entwendung erschienen in einem auswärtigen Journale Aufsätze über die Verfassung der Schweiz von Wasern. Man kann leicht denken was für Unruhe der Stadtschreiber über den Verlust eines der wichtigsten Staatsdokumente; für welches man ihn als Archivarius zur Verantwortung ziehen konnte, während dieser ganzen Zeit empfinden mußte. In seinem Herzen war er überzeugt, daß es Waser zurückbehalten

habe; er kannte auch schon seine Liebe zu solchen Sachen, und seine boshafte Neigung alles zu verwirren: aber er brauchte Beweise, und diese hatte er nicht, er hatte gefehlt, und mußte schweigen. Indessen sezte er seinen Argwohn nie aus den Augen, und war froh, als sich bey Erscheinung der besagten Schriften eine Gelegenheit ihn zu äußern zeigte.

Landold entdeckte sich bey diesem Vorfalle dem geheimen Rathe, gestand seinen Argwohn, und bath um einen Verhaftsbefehl wider Wasern. Der geheime Rath konnte wider einen so wichtigen Argwohn nichts einwenden, er gab Befehl, ihn, wie man ihn auch fände, in Verhaft zu nehmen und aufs Rathhaus zu bringen, und bevollmächtigte unter andern auch den Stadtschreiber Landold, seine Papiere zu durchsuchen und wegzunehmen.

Der Befehl des geheimen Rathes wurde vollzogen. Waser wurde, wie man ihn fand, in einer Sänfte aufs Rathhaus gebracht, und bekam Wache vor der Thüre seines Zimmers, welches vor Bürger bestimmt ist, deren Prozeß noch nicht entschieden worden. Sobald man ihn aus seinem Hause weggetragen hatte, ward

alles aufs strengste durchsucht. Man bemächtigte sich aller Papiere, und fand endlich auch, nebst andern wichtigen Schriften, das Dokument von Kyburg in dem Bette der Magd versteckt.

Man muß sich in der That wundern, wie sich Waser so überraschen lassen konnte, da er doch selbst drei ganzer Tage lang seine Gefangennehmung zu vermuthen schien; denn er that während dieser Zeit nichts als Papiere verbrennen, die theils von ihm verfaßt, theils von wichtigen Orten entwendet waren. In dieser seiner Verwirrung war er mit solcher Blindheit des Geistes geschlagen, daß er gerade die Schriften, die ihn verriethen, nicht mit vertilgte. Ein noch stärkerer Beweis, daß er einen Arrest vermuthete, war sein Projekt, sich von den Fenstern in den Fluß, der aus dem See kömmt, die Stadt in zwei Theile theilt, und hinter dem Rathhause vorbei fließt, herab zu lassen, und auf diese Art zu entwischen. Er hatte alles planmäßig zu Papier gebracht, aber er vergaß in der Gefangenschaft es so auszuführen, wie er es überdacht hatte. Am Abende, als er zu entfliehen suchte, ging er öfters im Zimmer auf

und ab, unterhielt sich mit der Wache, die vor der Thür stand, ging bisweilen ans Fenster, sah hinaus, und sprach ins Zimmer hinein gegen die Wächter vom Wetter, als wenn er noch so ruhig wäre. Nachdem er alle seine Zubereitungen gemacht hatte, wünschte er ihnen eine gute Nacht, schien sich zur Ruhe zu begeben und ward stille. Bald darauf fing er seine Operation an. Am Bauche hatte er sich ein Brett befestigt, vermittelst welchem er leichter durch den Fluß zu schwimmen hoffte, und ließ sich nun an zusammengeknüpften leinenen Bettriemen hinab. Zum Unglück aber rissen die Bande, und er fiel ins Wasser, welches ein ziemliches Geräusch verursachte, so daß die Wächter dadurch aufmerksam gemacht wurden. Sein angebundenes Brett hinderte ihn bei den Flußpalisaden, die der Fischer wegen im Flusse gezogen sind, noch mehr, und er selbst fand besser um Hülfe zu rufen, als im kalten Wasser zu erfrieren oder gar zu ertrinken. Die Wache brachte ihn nun wieder aufs Rathhaus. Den Morgen darauf aber wurde er in den Wallenberg gesetzt, einen Thurm, der mitten im Wasser steht, und für eigentliche Verbrecher be-

stimmt ist. Seine Flucht erschwerte sein Verbrechen noch mehr, wenigstens sah man es nun ernstlicher an, und faßte größern Argwohn. Man ernannte Inquisitoren, unter welchen ihm freilich einer oder der andere nicht gewachsen war; daher konnte man auch Anfangs nicht klug aus ihm werden; bald verneinte er wieder, was er vorher ausgesagt und bekräftiget hatte; bald entdeckte er freiwillig etwas Neues und Wichtiges, und läugnete hingegen unbeträchtliche Dinge, mit welchen es doch nachher seine vollkommene Richtigkeit hatte. Indeß gestand er doch nach und nach alles ein.

Die Zurückbehaltung des Dokuments von Kyburg, das er, wie er selbst eingestand, zwar nur, wie er sich ausdrückte, im höchsten Falle der Noth, aber doch immer an andern Orten zu gebrauchen im Vorsatz gehabt, war eines seiner wichtigsten Verbrechen. Diese Grafschaft macht eins der ansehnlichsten Stücke des Cantons aus, und folglich muß er für Zürich von großer Wichtigkeit seyn, das Dokument davon nicht zu verlieren.

Alle Vergehungen Wasers zweckten also dahin ab, das Vaterland auswärts zu verra-

then,

then, und ihm zwischen andern freien Staaten der Schweiz und seinen eigenen Unterthanen innerliche Unruhen und vielleicht bürgerliche Kriege zu erregen. Kann man nun wohl einem kleinen freien Staate, dessen Stärke in der Harmonie mit andern solchen Staaten, und in der sorgfältigen strengen Behauptung seiner Rechte besteht; kann man es einem solchen Staate wohl übel nehmen, wenn er auf seine Sicherheit bedacht ist, alles, was ihm Schaden und Unglück zuziehen kann, aus dem Wege zu räumen, und seine Freiheit, sein Glück und seine Ruhe zu befestigen sucht.

Waser wurde also von seiner Obrigkeit als Landesverräther und höchst gefährlicher Feind seines Vaterlandes angesehen; ein Titel der auch in monarchischen Staaten eigentlich die Todesstrafe nach sich zieht, wenn sie auch nicht immer vollzogen wird. In Republiken bedeutet so ein Verbrechen noch mehr, und besonders in Republiken wie die Schweizerischen.

Ausser diesen Hauptverbrechen zeigte sich auch, daß er als Dieb das Leben verwürkt hatte; denn er hatte der Züricher Bibliothek wichtige Bücher und Manuscripte, der physika-

lischen Gesellschaft, die ihm zum Bibliothekar erwählt hatte, ein optisches Instrument von Werthe entwendet, und aus verschiedenen sehr theuren, seltenen und kostbaren Büchern, Kupfer und Landkarten ausgeschnitten; ferner der militairischen Gesellschaft ihre geheimen und seltenen Plane, Landkarten und Manuscripte gestohlen; so daß er durch diese Thatsachen schon das Leben verwürkt hatte, zumal in einer Republik wo man dergleichen Vergehungen noch strafwürdiger ansieht.

Wasers Proceß wurde nun durch 21 Stimmen gegen 18 dem Blutrathe *) übergeben,

*) Das Tribunal eines Delinquenten bis zum entscheidenden Puncte, ob sein Proceß dem Blutgerichte zur Entscheidung vorgelegt werden soll, ist der gesammte kleine oder enge Rath, der an der Regierung ist. Geht der Proceß zu Ende, so wird er durch Mehrheit der Stimmen, entweder von ihm abgethan, oder wenn es zweifelhaft ist, ob er das Leben verwirkt habe oder nicht, dem Blutrathe, welcher aus Gliedern des zur Zeit nicht regierenden Rahts besteht zur Entscheidung vorgelegt, und in dessen Macht steht es nun, ihm das Leben zu lassen oder abzusprechen. Sonst war die Einrichtung etwas

und von diesem durch 12 Stimmen gegen 8 zum Tode entschieden. Noch den nemlichen Vor-

sonderbar, aber sie ist auch abgeändert worden. Wenn ein Delinquent dem Blutrath übergeben worden war, so traf sich's bisweilen, daß 12 Stimmen für den Tod und 8 fürs Leben waren, und der Delinquent blieb doch am Leben, und noch dazu durch Mehrheit der Stimmen. Dies ging auf folgende Art zu. Es waren z. B. von den 20 Bluträthen 5 für den Galgen, 7 fürs Schwerdt, und 8 fürs Zuchthaus. Allemal ward auf die größere Zahl, nicht auf die Absicht gesehen. Das ist nun geändert, und man sammlet jetzt die Stimmen über Tod und Leben, nicht über die Art der Bestrafung. In einem solchen Fall, wo das Urtheil zum Leben ausschlug, ging es wohl an, weil es immer menschlicher ist, ein so wichtiges Recht als das Recht über Tod und Leben, so eingeschränkt als möglich zu behaupten. Aber im entgegengesetzten Falle, wenn 5 Stimmen für Landesverweisung, 7 fürs Zuchthaus, und 8 für den Tod waren, konnte man erst einsehen, wie höchst unbillig diese Einrichtung war; denn die Mehrheit der Stimmen hielte ihn doch nicht des Todes würdig, und demohngeachtet wurde der Delinquent hingerichtet.

mittag, an welchem das Urtheil über ihn gefällt wurde, ward es auch vollzogen. Dies geschieht bey jedem Delinquenten. Einige Zeit vorher wird er darauf vorbereitet, das Urtheil mag ausfallen wie es will. Der Delinquent bekommt keinen Vertheidiger. Nach seinen Eingeständnissen, und nach denen auf ihn gebrachten Beweisen wird er verurtheilt; zwischen der Bekanntmachung des Urtheils und der wirklichen Execution ist ein Zwischenraum von einer bis anderthalb Stunden; binnen dieser Zeit verrichtet er seine Mahlzeit, und vier andere Geistliche als ihn sonst aus Amtspflicht besuchen mußten, theilen sich in die lezte Stunde seines Lebens. Waser hatte sich zu diesen vier Geistlichen die Herren Lavater, Heß, Pfenninger und Schinz ausgebeten, welche man ihn auch bewilligte. Sie äußerten alle viel Zufriedenheit mit seiner Bekehrung. Als die Stunde herangekommen, wurden die Glocken gezogen, und man schiffte ihn über den Fluß. Die beiden Leidpriester hatten ihn bereits in Empfang genommen. Er war in einen Oberrock gekleidet und hatte seine Haare auf dem ganzen Kopfe in sehr viel Papilotten gedreht. Als er zu sei-

nes Vaters Hause kam, wo der Zug vorbey ging, so seufzte er, und drückte in einigen Worten seine guten Gesinnungen gegen ihn aus. Unten vor dem Rathhause, wo von den Stadtsoldaten ein Kreis geschlossen war, mußte er von einem Rathssubstituten aus einem Fenster des Rathhauses sein Urtheil vernehmen. Er schien gelassen zu seyn, und sich auf die möglichste Standhaftigkeit vorbereitet zu haben.

Nach Vorlesung des Urthels führte man ihn durch die Stadt hinaus aufs Schavot. Er unterhielt sich viel mit den Geistlichen, ging ziemlich geschwind, blickte bisweilen umher, und wenn er Jemanden sah den er kannte, so nickte er ihn mit dem Kopfe einen Gruß zu. Endlich bat er die Geistlichen ihn nun vollends seinen eigenen Betrachtungen zu überlassen, welches sie auch thaten. Als Waser vor dem Schavot angekommen war, äußerte er nach bisherigen Stillschweigen sehr christliche Gesinnungen. Er hatte sich ausgebeten, daß er nicht die gewöhnliche Delinquentenmütze aufsetzen dürfte, und man hatte ihm das gewährt; er bekam eine ganz neue Mütze. Der Streich ging glücklich von statten. Auf den Stuhl hatte er sich

so fest geklammert, daß der ganze Stuhl mit umfiel, als der Scharfrichter den Rumpf herunter stoßen wollte.

So hatte sich der unglückliche Mann seinen Tod selbst zubereitet; ja er hatte ihn sogar gesucht. Jahre lang vorher hatte er sich prophezeiht, daß er einmal auf dem Schavot sterben würde. Die Zeit kam; er konnte diesem Schicksale entgehen wenn er wollte, aber er ließ es darauf ankommen. Daß er im Gefängnisse öfters äusserte, der Tod sey ihm die willkommenste Strafe die ihm widerfahren könne, war ganz natürlich. Eine gelindere als ewige Gefangenschaft durfte er sich nicht denken: und die wäre für Wasern eine beständige Pein und Marter gewesen. Uebrigens war für den Unglücklichen alles aus; er wußte daß er nun von Jedermann gekannt war; daß er auf keinen Freund mehr zählen durfte; daß die lezte Quelle seines Unterhalts, die er gewiß gewußt hatte, vertrocknet war; daß er seiner Frauen ganzes Vermögen verzehrt, und sie um den Rest desselben so schändlich betrogen hatte. Kurz, das Leben mußte ihm ein wahrer Abscheu werden.

XIII.

Valentin Günter.

Wenn Haß und Neid Verläumdung erzeugt, wenn alle drei Laster verbrüdernd sich gegen die Unschuld verschwören, wenn diese Laster endlich in ungetrennter Einigkeit alle ihre Kräfte aufbieten, um teuflische Pläne auszuführen, o! müß da nicht oft die Unschuld unterliegen? kämpft sie nicht oft lange, oft ganz vergebens? Sie, jene schwarzseeligten Menschen, sich jener Laster bewußt, sich ihrer freuend, wissen ihre Verläumdungen nicht selten mit so viel Wahrscheinlichkeit zu durchwürzen, ketten oft Intrüegen an Intrüegen, verbrämen sie mit so viel glaubhaften Factis, daß sie selbst einen unbefangenen Richter in diesem erstohlenen Lichte die Wahrheit abzudrücken scheinen; und wie oft triumphirt nicht jene Schwarzthat über die

edle Handlung des Schuldlosen, wie oft wird nicht der rechtschaffenste Richter durch sie irre geleitet, und erkennt gegen die Unschuld. Wie oft schmachtet nicht diese in Ketten, wenn jene für Wollusttrunkenheit kaum athmen kann. Einen Beweis hiervon liefert uns die Geschichte Valentin Günters, kaiserlich Geheimen-Cabinets-Concipisten; an ihm übte Verläumdung alle ihre Kräfte, und wenn er zwar ihr am Ende nicht unterlag, wenn seine Unschuld endlich anerkannt wurde, so war er freilich durch sein Bewustseyn, glücklich, aber seine äußere Glücksumstände waren doch nun einmal durch jene fälschliche Kabale zertrümmert, er wurde durch sie aus seinen glücklichen Verhältnissen herausgeworfen, in die ihn selbst die Darthuung seiner Unschuld nicht wieder zurückführen konnte. Günters Charakter hatte Rechtschaffenheit im strengsten Verstande zur Grundlage; mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete er in allen seinen Verhältnissen, sowohl seinen ersteren Principalen wie seinen lezteren, dem Kaiser Joseph. Er war offenherzig, sagt ein glaubhafter Schriftsteller von ihm, und mittheilend in allem was seine Pflicht nicht verschlossen haben wollte;

unterwürfig gegen seine Oberen und Vorgesetzten, aber nie kriechend; mehr auf sich selbst wie auf andere gestützt; mehr auf innere als äußere Sicherheit bedacht; dankbar gegen Wohlthäter, und selbst wohlthätig gegen Dürftige; mehr freigebig, als haushalterisch; im Umgange äußerst freimüthig; mehr lakonisch als ernsthaft; mehr schnellfassend, als weit- und tief-denkend; hastig im Leiden und Vergnügen, aber nicht anhaltend; thätiger Freund, und vergessender Feind. Dies sind die vornehmsten Züge seines Charakters.

Günter wurde im Eichsfelde 1743 gebohren. Sein Vater war ein Fabrikant und Kaufmann, ein rechtschaffener Staatsbürger und thätiger Menschenfreund, ein Wohlthäter der Dürftigen. Oft führte er die Prozesse derjenigen die armuthshalber ihren reichen Gegner zu unterliegen fürchten mußten, und die gewöhnliche Habsucht der Sachwalter erregte in dieser biedern Seele das Vorhaben, an seinem Sohn einen Advokaten zu erziehen, dessen vornehmste Triebfeder die Rechtschaffenheit seyn sollte. Er ließ ihn deshalb auf dem Churfürstl. Gymnasio zu Heiligenstadt studiren; und wie dieser

dort gelernt, was zu lernen war, so starb der Vater; und Günter ging auf die hohe Schule nach Erfurt. Die Verlassenschaft des Vaters war, durch Unglücksfälle und Brandschatzungen des Krieges, zu geschmälert als daß die Wittwe den akademischen Aufwand ihres Sohnes lange auszuhalten versprechen konnte. Er entschloß sich also, nach Wien zu gehen, um eine Gelegenheit zu finden, seiner Mutter den Aufwand erträglicher zu machen, und seine Studien zu vollenden. Er studirte hier unter den Herrn von Martini und Sonnenfels, nicht ganz ohne Kampf mit seinen Bedürfnissen. Seine Nebenstunden verwandte er auf Erlernung verschiedener Sprachen, und brachte es darinn so weit, daß er in jeder eine fertige Feder führte.

Kaum hatte er seine akademische Laufbahn geendigt; so wurde er durch einen glücklichen Zufall dem Grafen von Sinzendorf, Groß-Prior des Malteser Ordens, bekannt. Dieser weise Mann, der Günters Anlage und Charakter faßte, trug ihm eine Canzellistenstelle an. Dies war die erste Stelle seines Glücks. Sein offnes Herz, seine natürliche Freimüthigkeit, und sein Diensteifer, der immer mit Liebe ver-

bunden war, gewannen ihm ganz das Herz seines Herrn. Der Großprior gab sich alle Mühe, das Talent seines Dieners zu entwickeln. Günter verehrte mit warmer Dankbarkeit an ihm seinen Wohlthäter, seinen Freund und Lehrer.

Kaum entriß ihn der Tod seinen Wohlthäter, so verschaffte ihm sein guter Ruf und seine Geschicklichkeit wieder einen Dienst, ohne ihn zu suchen. Graf Rüdiger von Stahremberg war damals eben im Begriff, die ägyptische Handlungskompagnie aufzurichten, und suchte einen Sekretair, der Kenntnisse und Uebung genug hätte die Correspondenz der Compagnie zu führen. Diese fand er in Güntern vereinigt, er nahm ihn auf. Die Direction von der Compagnie ging an den Grafen Bathiany über, und mit dieser auch Günter, der unentbehrlich war. Hier war er einige Jahre, als der Graf Wenz. Zinzendorf von ihm einen Sekretair vorgeschlagen haben wollte. Ohne den Vorschlag von ihm zu erwarten, begehrte er Güntern von seinem Herrn selbst, und dieser ließ sich bereden. Aber als er seinem Diener seine Verabredung erklärte, so fragte Günter:

„Sind Ew. Excellenz mit mir zufrieden? wohl-an; sind Sie es nicht, so bin ich mein Herr, und nicht Ihr Sklave, den Sie willkürlich ver-geben können.“ Der Graf, der schon an diese Freimüthigkeit gewöhnt war, sagte ihm die wahre Ursache, und bewog ihn zu dem Dienste beim Grafen Zinzendorf auf Probe, und mit dem Vorbehalt der Freiheit, wieder auf seine vorige Stelle zurückzugehen. Wie die Probe-zeit vorüber war, so fragte Günter seinen neuen Herrn: „Sind Ew. Excellenz mit meiner bis-herigen Arbeit und Aufführung zufrieden?“ Wie der Graf sich vortheilhaft für ihn erklärte, so setzte er hinzu: so bin ich immer; „aber sind Ew. Excellenz auch immer so, wie bisher?“ Der Graf stutzte über diesen Zusatz, und gab seinem Diener alles schriftlich, was er verlangte.

In diesem Hause hatte er Gelegenheit dem Feldmarschall Lascy bekannt zu werden. Dieser nahm ihn, nach dem Tode des Zinzen-dorf in Kriegsdienste und als Sekretair auf. Er begleitete gar bald diesen eben so großen Staatsmann als Helden, auf seinen Reisen nach Frankreich und Italien; zu Marseille gab

er seinem Herrn einen entscheidenden Beweis von dem Diensteifer, und der edlen Ergebenheit, die sich so selten in Dienern vereinigen. In dem Hôtel des Feldmarschalls kam Feuer aus, und die Flamme ergriff schon die Zimmer seines Herrn. Um zu retten was seinem Herrn gehörte, arbeitete er, hieb Böden und Zimmer mit einer solchen Anspannung seiner Kräfte auf daß ihm eine Ader zersprang, und er einen Blutsturz bekam. Sein Zufall schwächte seinen Diensteifer nicht, der aber auch nicht unbelohnt blieb. Seine Geschicklichkeit und seine Eigenschaften wurden dem Monarchen bei günstigen Gelegenheiten bekannt, und in den Campagnen des leztern Türkenkriegs war Joseph ein täglicher Augenzeuge davon. Günters Glück blühete; und am Ende der Campagne reifte es. Der Monarch nahm ihn ins Cabinet. Zu Hause, und auf seinen Reisen, hatte er an ihm einen getreuen und brauchbaren Diener; einen solchen Enthusiasten für seine Person und seine Anstalten, daß man vermuthete, er habe in einem Ausbruche von Enthusiasmus Sachen um seinem Herrn zu vertheidigen, entdeckt, die in seiner Brust hätten verschlossen bleiben sol-

len. Nun aber auf einmal sollte er Verräther seyn.

Zwei Juden, welche die großen Vortheile des Geheimnißhandels kannten, machten eine Spekulation, die der menschlichen Erfindung, zu betrügen, Ehre macht. Sie verhießen nemlich dem .... Hofe alle Geheimnisse aus dem innersten des kaiserlichen Kabinets zu ziehen. Günter war es, den sie zur Mittheilung der geheimsten Entwürfe bereitwillig schilderten. Sie wußten allem Mißtrauen der unterhandelnden Parthei auf Günters guten Willen zuvorzukommen, indem sie Briefe und Forderungen an diesen schickten, Antworten auf Antworten mittheilten, die sie für eigenhändige des Günters ausgaben. Um aber den Verdacht auf die Correspondenz in ihrer Negociation nicht zu reitzen; so suchte der Jude Joras einen Mann, unter dessen Addresse die Briefe sicher gegen alle Eröffnung laufen konnten, und diesen fand er bald in der Person eines Paters. Unter dem Vorgeben sich bekehren zu lassen, besuchte er diesen täglich, und ließ mit seiner Erlaubniß Briefe unter seiner Addresse laufen.

Indessen wurde, dieser Vorsicht ohngeach-

tet, der Handel verrathen und die Juden in Verhaft gezogen; man fand Copeien von Günters und den Originalbriefen der unterhandelnden Parthei. Joras gab die Briefe des Günters in der Untersuchung für ächt aus, indeß gestand der andere die Sache und gab sie für eine bloße Privatspeculation aus, sagte was sie schon im Voraus empfangen hätten. Die Untersuchung hatte indeß ihren Fortgang, und Günter arbeitete im Cabinet beständig fort. Daß die Juden im Arrest waren, konnte ihm, als eine in der ganzen Stadt bekannte Sache kein Geheimniß seyn; und wenn er mit verflochten gewesen wäre, so würde er gewiß bessere Wege gesucht haben. Ein paar Wochen vor seiner Arretirung flisperte man sich in die Ohren: Günter sey in Ungnade beim Kaiser gefallen, er würde in Arrest gezogen werden. Ein Freund unternahm es dies Gerücht Güntern zu entdecken; aber er blieb gleichgültig dabei indem er sich auf seine Unschuld verließ.

Indeß brach doch das gedrohte Ungewitter über den Unschuldigen los. Er wurde vom Kaiser seines Dienstes im Cabinette entlassen, als Hofkriegsraths-Concipist zu dem Feld-

marschall Haddick geschickt, und hier erfährt er, daß er als Arrestant der Criminal-Untersuchung unterliegen soll. Mit Geistesgegenwart hörte er sein Urtheil an, und ging mit den Bewußtseyn seiner Unschuld im Arrest, der seinem Charakter angemessen, und ihm in dem Quartiere des Hofkriegsraths-Sekretairs Hardelli bereit gehalten wurde. Hier sahe er ruhig der Auflösung des Räthsels entgegen warum er da war. Der Frau vom Hause sagte er: ich komme als Arrestant in Ihr Haus, und meine Unschuld, die sich bald zeigen wird, wird Ihr Haus bald von der unangenehmen Einquartirung befreien.

Die Nachricht von seinem Arreste verbreitete sich plötzlich wie ein Lauffeuer in der Stadt, in der Monarchie, und in ganz Europa aus. Günter war der allgemeine Gegenstand aller Gesellschaften und Zusammenkünfte. Man richtete und verurtheilte ihn schon als einen Staatsverräther. Die kleine Anzahl von Freunden, die Günters Charakter innigst kannten, konnten den Strom der allgemeinen Urtheile nicht aufhalten, der sich bald in alle Zeitungen mit allen Canälen der Verläumdung ergoß.

Wäh-

Während daß das Publikum richtete, seine Ehre brandmarkte, und die Zeitungen die Geburten niederträchtiger Ehrenräuber ausposaunten, war sich Günter in seinem Arreste immer gleich, und genoß der Seelenruhe, welche das Bewußtseyn der Unschuld dem Verfolgten einflößt, in seiner ganzen Aeußerung. Seine Freunde benutzten die Nachrichten von seinem edlen und mannhaften Betragen im Arreste zur Bestätigung dessen, was sie von dem Ausgange des Processes verhießen. Seine Feinde versprachen baldige Veränderung. Man staunte so sehr über seine Gemüthsruhe und seine Heiterkeit, in der er sich mit Singen, Spielen auf seinem Forte-Piano, und Lesen erhielt, daß der Feldmarschall Haddik sagte: Günter sey entweder der rechtschaffenste Mann, oder der größte Spitzbube.

Indessen verschwanden unter den Händen der Criminal-Inquirenten die schwarzen Farben des Verdachts gegen den Inquisiten immer mehr und mehr. Sein Arrest erhielt verschiedene Modificationen, und ein glücklicher Einfall des Commissär Bär, machte Günters Unschuld so auffallend, daß Niemand mehr dar-

an zweifeln konnte. Weder Günter noch sein Medicus Müller, dessen noch unbeflekten Namen die Juden auch in ihren Briefen gemisbraucht hatten, kannten den Juden Joras, der in seinen Aussagen auf beide beharrete. Man schritt also zur Confrontation, und führte den Juden erst zum D. Müller. Dieser fragte den Spitzbuben gleich, wie er ihn erblickte: Kennt er mich? „Ja, Sie sind der Herr Geheime Cabinets-Concipist Günter.“ Was habe ich für ein Kleid angehabt? „Ihre Staats-Uniform.“ Wovon habe ich gesprochen? „Von dem polnischen Kriege.“ — So wurde das Räthsel der Günterschen Staatsverrätherey aufgelößt. Also war es eine bloße Spekulation des Juden, welche die Höfe von Europa so interessirt, und die Lieferanten der Neuigkeiten so beschäftiget hatte. Güntern wurde hernach die Wache genommen.

Als dieser für seine Unschuld so entscheidende Auftritt in dem Publico bekannt wurde, frohlokten seine Freunde, und hielten seinen Sturz für unmöglich. Aber seinen Feinden fehlte es nicht an Gründen, aus welchen sie diesen hofften. Gerüchte von Schulden, von

seinen für seinen Posten zu ausgedehnten Bekanntschaften, von seinem Umgange mit der Eskales *) und den Stolz auf die Gnade des Kaisers, vertraten nun die Stelle der Staats-Verrätherey, und ernährten ihre Hoffnung auf die Ungnade des Monarchen gegen Günter.

Das ganze Geräusch von seinen Schulden entstand durch Professionisten, die ihm die Meublirung seines Quartiers, das ihm einige Monate vor seinem Arreste in der k. k. Hofburg von dem Kaiser war angewiesen worden, besorgt hatten. Die Rechnungen werden, nach dem

*) Madame Eskales war eine Jüdin von gebildetem Geiste; sie wurde von Männern besucht, deren Würde Günters seine weit nachgesetzt war. Und wenn man einen Augenblick aufhören will, Sklave von Vorurtheilen zu seyn, so wird man sich schämen, einem aufgeklärten Manne diese Bekanntschaft zu seinem Nachtheile anzurechnen. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Freimütigkeit seines Herzens, seine Belesenheit und sein in Musik geübtes Talent, öffneten ihm den Zugang in die angesehensten Häuser und Gesellschaften, in denen Geschmack herrschte. Diesen widmete er seine Erholungsstunden.

dortigen Stadtgebrauche, erst mit Anfang des Neuenjahrs bezahlt. Wie aber Güntern das schmählige Gerüchte von Schulden, die bey Joseph nicht empfohlen, zu Ohren kam; so ließ er das schon lange fällig gewesene Quartal seiner Besoldung heben und die Schulden durch einen seiner Freunde zahlen.

Als die Untersuchung geschlossen und die Acten zum Spruch geordnet wurden, so schien seinen Freunden nichts mehr fürchterlich, als die Macht der Kabale, an deren Spitze jetzt ein Mann stand, dessen Liebesgehege sich Günter zu nahe gewagt haben sollte. Man rieth ihm öffentlich gegen diesen Mann zu protestiren; allein er antwortete: daß er keinen Denuncianten zur Rettung seiner Unschuld brauchte, und sich ganz auf seine sonnenklare Aussage im Protokolle und die Gerechtigkeit seines Herrn verlasse; diese machten ihm eine Gegenintrigue, der man sich doch nicht ohne einigen Vorwurf von Niederträchtigkeit bedienen konnte, ganz entbehrlich.

Ich glaube nicht zu viel zum Vortheile eines Mannes geredet zu haben, für dessen Rechtschaffenheit sich die berühmtesten und ehrwür-

digsten Räthe, mitten in einer Zeit, wo sie so gefährlich angefochten war, mit ihren Köpfen verbürgten, und von dem einer der größten Minister sagte: „Ich kann eher ein Spitzbube seyn als Günter. Man erkannte nun zwar auch seine Unschuld an, und Joseph ließ den Juden Joras, wegen seiner Lügen und Verleumdungen, auf der Schandbühne stehen und ihm sechszig Stockschläge geben; allein Günter mußte nach Hermanstadt in Siebenbürgen reisen. Man bezahlte ihm die Reisekosten, gab ihm dort ein freies Quartier, und ließ ihm seinen bisherigen Gehalt. Um die Laufbahn seines Unglücks zu vollenden, so wurde er noch auf der Reise nach Hermanstadt und zwar vor Pest, von Räubern seines Vermögens beraubt. In einem Briefe an einen seiner Freunde schrieb er: ich fahre nun so leicht nach Hermanstadt, als ein Husar gegen seinen Feind reitet. In Deutschland hat man mir meiner Ehre geraubt, und in Ungarn mein Vermögen; es fehlt nun nichts als daß mir die Räuber im Bannate noch das Leben nehmen. Sey es, ich will es ihnen im Voraus verzeihen.

XIV.

Edelmüthiges und tapferes Betragen der Schweizer bei Meaux.

Nicht bloß auf vaterländischem Boden haben die Schweitzer Beweise einer Tapferkeit gegeben, die sich noch nie verläugnet hat, sondern es zeugt auch mehr als eine Trophee, im Auslande errichtet, von ihrem Muthe und ihrer Treue. So waren sie die festeste Stütze des französischen Throns, schon in jenen unglücklichen Zeiten, wo unaufhörliche Zerrüttungen und bürgerliche Kriege ihn umzustürzen droheten. In den Ebenen von Dreux verschafften sie durch ihren hartnäckigen Widerstand dem Herzoge von Guise Zeit, die anderen geschlagenen Truppen von neuem zu sammlen und gegen den Feind anzuführen: sie entrissen dem Prinzen von Condé zwölf Fahnen und einen Sieg

den er schon in Händen hatte, den aber diese biedern Helvetier mit dem Verluste ihres Anführers und noch anderer eilf Hauptleute theuer genug erkauften.

Bald darauf führte Ludewig Pfiffer aus Luzern, der schon im 32sten Jahre Schweizer-Obrister geworden war, ein Regiment Hülfstruppen nach Frankreich, das die Kantone Karl dem Neunten bewilligt hatten. Dieses Regiment bestand aus 20 Compagnien, jede 300 Mann stark, und unter ihren Hauptleuten zählte man die erlauchtesten Namen der Nation, die Redinge, die Zurlauben, die Praromen, die Travers, die Salis, die Riedmatten. Anton Harffner aus Solothurn, der damals Schreiber bei der Compagnie Zurmetten von Solothurn war, entwirft in dem handschriftlichen Tagebuche bei diesem Zuge folgende Schilderung von ihrem Anführer: Unser Obrister, sagte er, ist im Kriege voll Muth und Klugheit; er übereilt sich nie in seinen Unternehmungen, er wägt alles sorgfältig ab, er ist nie zu keck in der Ausführung, sondern verfährt immer mit Klugheit; er hält genau über die Kriegsordnung, er ehrt

die alten und erfahrnen Offiziere, und leidet im Regiment keinen Spieler oder Taugenichts; er fürchtet Gott, beobachtet pünktlich die Vorschriften des katholischen Gottesdienstes, achtet die Geistlichkeit, und spendet reichliche Almosen aus.

Katharine von Medicis hielt sich ruhig mit ihren beiden Söhnen zu Monceau auf, ohne die Parthei der Reformirten zu fürchten, welche sie durch ihre Kunstgriffe eingeschläfert wähnte. Plötzlich erfuhr sie daß die zu Chatillon versammelten Häupter der Mißvergnügten den Anschlag gefaßt hätten, den Hof aufzuheben. Es blieb ihr also keine Auskunft übrig, als sich in Meaux einzuschließen, und Couriere über Couriere nach Chateau Thierre an den Obersten Pfiffer mit dem Befehl abzuschicken, unverzüglich mit seinem Regimente aufzubrechen, und des Königs Leben und Krone zu vertheidigen. Die Schweitzer brachen um Mitternacht auf, und langten nach einem forcirten Marsche noch an demselben Tage zu Meaux an. Karl der neunte ging ihnen selbst mit seinem ganzen Hofe entgegen, dankte ihnen für ihre Anhänglichkeit an seine Person, und empfing sie als Schutzengel, weil er überzeugt

war, daß sie den glorreichen Wahlspruch nicht verleugnen würden, den Karl der Achte in die Fahne der Compagnie der 100 Schweizer hatte setzen lassen: Ea est fiducia gentis. Der königliche geheime Rath versamelte sich; der Connetable von Montmorency, dem es unmöglich dünkte, sich 10 Stunden weit durch ein vom Feinde besetztes Land nach Paris zurückzuziehen, that den Vorschlag, in Meaux eine Belagerung auszuhalten; der Herzog von Nemours hingegen stellte vor, wie thörigt es seyn würde, ohne Munition und Geschütz in einer Stadt zu bleiben, deren schwache Mauern den Einfall droheten. Die Meinungen waren getheilt, Pfiffer, als er diese Unentschlüssigkeit erfuhr, verlangte in den geheimen Rath gelassen zu werden, und als er die Erlaubniß erhielt, bewies er in den nachdrücklichen, freimüthigen Ausdrücken eines Kriegers, dem die Sprache der Höfe unbekannt ist, wie gefährlich und schimpflich eine Belagerung seyn würde, und wie wahrscheinlich es wäre, sich ehrenvoll durchzuschlagen. „Vertrauet euch,“ redete er Katharinen von Medicis an, „vertrauet euch und diese beiden Knaben (auf den König und seinen Bru-

der zeigend) mir und meinen Schweizern an; es sind unserer 6000 und mit unsern Spießen wollen wir euch schon einen breiten Weg durch eure Feinde zu bahnen wissen.“ — Die andern Hauptleute, die in der Thüre stehen geblieben waren, vereinigten ihre Bitten mit den Bitten ihres Anführers, und voll Freude, zugleich die Ehre ihres Vaterlandes vertheidigen zu müssen, brachen sie in lautes Jauchzen aus, als die geheime Rathsversammlung ihren Vorschlag annahm. Ohne sich Zeit zu nehmen, sich von den Strapazen dieses Tages zu erholen, rückte die Hälfte des Regiments mit einbrechender Nacht vor die Stadt, und stellte sich eine Viertelstunde vom Thore in Schlachtordnung. Die Königinn, Mutter Karls des Neunten, sein Bruder und der ganze Hof, verfügten sich auf abgelegenen Pfaden zu ihnen, und die andere Hälfte des Regiments, welche während der Nacht beim Könige auf die Wache gezogen war, folgte ihnen, und schloß das Bataillon. Der Herzog von Nemours machte mit 900 Reutern, die er mit Mühe zusammengebracht hatte, den Vortrab aus, und der alte Montmorency setzte sich mit allen Hofleuten zu Pferde, um

den Nachtrab auszumachen. Man kann sich nichts unerschrockeners und standhafteres denken als diese Schweizer, die, ob sie gleich keine drei Stunden geruht hatten, doch mit so vieler Freude den Marsch von neuem antraten, um die Wette Lieder sangen, und sich einander aufmunterten; so vergnügt waren sie, auserkohren zu seyn, einem der größten Fürsten der Welt Sicherheit zu gewähren.

Kaum hatte man einige feindliche Partheien entdeckt, so hielt Pfiffer nach dem Zeugniß seines Solothurner Offiziers folgende Anrede an seine Kameraden: „Getreue und liebe Hauptleute und Streitgenossen! ihr seht, daß die Stärke des Feindes der vor uns ist, nur in Reuterey besteht. Wenn wir, wie ihr wünscht, ihn angreifen, so wird er sich allmählich immer rückwärts ziehen, bis daß unsere Kräfte erschöpft sind, und unsere Schlachtordnung getrennt wird; und dann wird es ihm ein Leichtes seyn, uns ohne Verlust von seiner Seite über den Haufen zu werfen. Also, getreue und liebe Landsleute, bleibe jeder fest auf seinem Platze, und wenn uns der Feind angreift, so wollen wir ihn im Namen der allerheiligsten

Dreyfaltigkeit mit unsern langen und guten Spießen empfangen, und ihr, ihr Schützen, jeder von euch habe wohl in Acht, den Mann oder das Pferd nicht zu fehlen, auf welches er schießt. Ja liebe Streitgenossen, wenn ihr meinen Befehlen nachkommt, so könnt ihr des Sieges gewiß seyn; ich werde mich immer an der Spitze derer befinden, welche sie dem Feinde bieten, und so lange Leben in mir ist, will ich getreulich mein Gut und Blut mit euch daran setzen, um unsern lieben Vaterlande einen Ruhm zu erwerben."

Nach einem einstündigen Marsche wurde man endlich durch die Bäume die Reuterei der Reformirten gewahr. Tausend Reuter sezten durch die Morne und vereinigten sich mit einer gleich starken Anzahl seiner Schützen; in der Mitte dieses furchtbaren Phalanx, der überall von einem Wald von 18 Fuß langen Piken starrte, befanden sich in banger Erwartung des Ausgangs, die ganze königliche Familie, die fremden Gesandten und die Damen des Hofes, Katharinen von Medicis berühmtes Gefolge von Schönen, eingeschlossen.

Welch ein Schauspiel! Ein junger König

und seine Mutter, die sich von ihren eigenen Unterthanen angefallen sahen, welche sie zwar durch ihre Unbesonnenheiten, oder vielmehr durch ihre Treulosigkeiten gezwungen hatten die Waffen zu ergreifen, vertrauen ihre Krone und ihr Leben der Treue einer Handvoll halbwilder Alpenbewohner an, deren Sprache sie nicht einmal verstehen, und die keinen Beruf haben, sie zu vertheidigen, als den schwachen Titel, Bundesgenossen. —

Welch ein Bild! Die schönsten Damen des glänzendsten Hofes der damaligen Zeit, bange und zitternd mitten unter diesen seltsam gekleideten Kriegern zu erblicken, die durch ihr Lächeln und ihre Thränen diese Fremdlinge zu ihrer Vertheidigung aufzufordern suchen, und durch Zuruf und Geberden die Tapferkeit dieser Schweizer lobpreisen, welche ihre Ritter geworden sind. —

Pfiffer nach dem Beispiele seiner Vorfahren, welche so die Schlachten bei Morgarten, Laupen und Murten begonnen, fiel mit seinem ganzen Regiment auf die Knie, hob die Hände gen Himmel, und betete laut mit seinen Leuten das in solchen Fällen gewöhnliche Gebet.

Hierauf standen die Schweizer wieder auf, schlossen dicht ihre gedrängten Reihen, kreuzten ihre gefällten Spieße, trotzten des Feindes Anfälle, und hielten, ohne zu wanken, die mörderischen Salven seiner Musqueterie aus. Vergebens stürzten Condé und der Admiral Coligny von der einen Seite mit 1000 Reitern auf sie los. Vergebens chargirten Rochefaucault und Aedelot unaufhörlich auf der entgegengesetzten Seite mit ihnen; weder ihre stürmischen Angriffe noch ihre verstellten Zurückzüge vermogten ihre Glieder zu brechen, ja nur die geringste Lücke darin zu machen. Sieben Stunden zogen sie in langsamen Schritten fort, machten oft halt, um dem Feinde, der sich zu vervielfältigen schien, die Spitze zu bieten, sahen sich wechselsweise bald von seiner Reuterei angegriffen, die Tapferkeit und Partheigeist anfeuerte, bald dem Feuer seiner geschickten und geübten Büchsenschützen ausgesetzt, und zugleich von vorn, in den Flanken und von hinten bestürmt, ohne Zeit zu haben, einen Augenblick Athem zu schöpfen, oder ihre Wunden verbinden zu lassen. Und doch schien ihr Muth und ihre Kräfte mit der Zahl der Angreifer, der

Größe der Gefahr, und dem Wachsthum der Beschwerden, zu steigen. Selbst der König, so jung er war, theilte ihre Unerschrockenheit, munterte seine wackere Bundesgenossen auf, und rief in der Mitte des Bataillons aus: ich will lieber als ein König sterben, als ein Gefangener und Sklave seyn, und leben.

Doch Condé hatte neue Verstärkung an sich gezogen; 15000 Büchsenschützen stießen zu ihm, und am steilen Ufer eines Baches, den der König nothwendig passiren mußte, geschah der härteste Kampf, welcher der lezte, so wie der rühmlichste war. Die Schweizer sammelten ihre noch übrigen halb erschöpften Kräfte, sezten, ohne ihre Ordnung zu brechen, durch das Bett des Flusses, und warfen alles über den Haufen, was sich der unwiderstehlichen Masse dieser beweglichen Citadelle, wie sie ein gleichzeitiger Schriftsteller nennt, zu widersetzen wagte. Die Reformirten verloren nun den Muth, eine fruchtlose Verfolgung fortzusetzen, entfernten sich, und zogen nach den umliegenden Dörfern zurück, nachdem sie den Muth und die Ordnung dieser getreuen Fremdlinge mit Lobsprüchen überhäuft hatten, die gewiß unverdäch-

tig waren, ohne deren Beistand die ganze königliche Familie dem Condé in die Hände gefallen seyn würde. Auf den Rath des Connetable verließ nun Karl der Neunte mit einer kleinen Bedeckung, um nicht erkannt zu werden, das Regiment, und jagte mit verhängtem Zügel auf Paris zu, wovon er nur noch drei Stunden entfernt war. Er sagte öffentlich beim Hineinreiten, daß er nächst Gott seine persönliche Rettung den Schweizern verdanke. Daß er sie verließ, war eine sehr große Unbesonnenheit, und die höchst traurig für ihn hätte ablaufen können, wenn der Feind es gemerkt, und ihm nachgesezt hätte. Die Schweizer, welche Montmorency und Nemours nicht verlassen hatten, setzten darauf ungestört ihren Marsch fort, machten einen Augenblick zu Bourget halt, um etwas Speise zu sich zu nehmen, und zogen erst um Mitternacht in den Vorstädten von Paris ein, wo sie endlich von diesem beschwerlichen und glorreichen Tagewerk ausruheten.

Schade, daß so viel Tapferkeit zu Gunsten eines Fürsten verschwendet wurde, welcher solcher Bundesgenossen gar nicht würdig war, des

treu-

treulosen Karl des Neunten, der vier Jahre darauf einen heimtückischen Frieden mit eben diesen Feinden einging, um, wie ein feiger Meuchelmörder, sie ohne Gefahr, in der ewig verabscheueten Bartholomäus-Nacht erwürgen zu können.

Den Tag darauf zog der König mit seinem ganzen Hofstaate den Schweizern bis vor dem St. Martinsthor entgegen, überhäufte sie mit Danksagungen und Lobsprüchen, hing ihrem Obristen, den er zum Ritter schlug, den St. Michaelis-Orden um, und befahl daß man diesen tapfern Kämpfern den Bataillen-Sold auszahlen sollte; aber entweder die Erschöpfung der Finanzen, oder der böse Wille des Schatzmeisters waren Schuld daß diese Belohnung, die den Gehalt eines Monats betrug, nur Pfiffern und seiner Compagnie ausgezahlt werden konnte. Der mit Recht darüber unwillige Obriste schlug sie stolz aus, indem er behauptete, daß alle seine Soldaten gleiches Recht auf diese Gratification hätten, weil sie gleiche Dienste geleistet, und gleiche Gefahren getheilt hätten; er bestand auf der buchstäblichen Erfüllung des königlichen Befehls, und

konnte sie erst nach vieler Mühe für sein ganzes Korps auswirken. Wenig Tage darauf schickte das Parlament im Namen des Königs jedem Hauptmann den Ehrenwein, und Karl der Neunte schrieb an die Cantone, seinen guten Vettern einen Brief, der für die Nation und für Pfiffer gleich ehrenvoll war, und worinn er ausdrücklich sagte, daß dieser Rückzug für den Obristen rühmlicher sey, als sein erfochtener Sieg.

Der berühmte la Noue erwähnt dieses Rückzugs in folgenden Ausdrücken: „Man hat mir erzählt, daß dieses Bataillon eine den Schweizern angemessene Contenance behielt, denn ohne in die geringste Verwirrung zu gerathen, boten sie bald die Spitze, bald retirirten sie sich in geschlossenen Gliedern, und hatten immer das Gesicht gegen den Feind gekehrt, wie ein wüthender Eber, den eine Kuppel Hunde verfolgt, bis man sie endlich ruhig ziehen ließ, weil nicht die geringste Wahrscheinlichkeit da war, daß man ihre Reihen hätte durchbrechen können.

Den glorreichen Erfolg dieses Tages hat man bloß jenem feierlichen Schweizerschwur zuzuschreiben: lieber zu sterben, als die

Fahne zu verlassen. Dazu gesellte sich ein edler Wetteifer, den Ruhm des Vaterlandes und der Vorfahren zu erhalten, und sonderlich jene Disciplin, welche den unerschütterlichen Grundpfeiler ihrer militairischen Verfassung ausmachte.

Die Annahme dieser Disciplin, welche an die Kriegsordnung des Phalanx und die Legion erinnerte, und welche die alte Nation nach und nach zum Maßstabe bei ihren Truppen gebrauchte, bewirkte, daß Ordnung und die Harmonie einer vernünftigen Herzhaftigkeit an die Stelle der tumultuarischen Bewegungen traten, welche das Ganze aus den Augen setzte, und nur daran dachte, einzelne Tapferkeit glänzen zu lassen, als ob das freieste Volk unter der Sonne dazu ausersehen worden wäre, das Beispiel des unumschränkten Gehorsams gegen die willkürlichen Befehle eines Anführers zu geben, der im Frieden, und sobald er wieder in seiner Heimath ist, mit seinen Kindern in einen Rang tritt.

Auf dem Schlosse Albishofen, nicht weit von Luzern, welches vor Zeiten dem Obristen Pfiffer gehört hat, erblickt der schweizerische Reisende mit Vergnügen die Geschichte dieses

Rückzuges in vier alten Gemählden vorgestellt, die in Kupfer gestochen, und mit der Sammlung der Schweizer-Aussichten ausgegeben worden sind. Eben daselbst zeigt man ihm einen großen vergoldeten silbernen Becher, worauf die Wappen des Pfiffers und aller der Hauptleute eingegraben sind, welche mit ihm die Ehre der Rettung Karls des Neunten theilten. Es ist ein ehrenvolles Geschenk, welches diese wackern Offiziere ihrem unerschrockenen Anführer gemacht haben. Am Jahrestage dieser berühmten Begebenheit tranken sie wechselsweise aus dieser Schaale der Erinnerung den festlichen Wein zur innigsten Verbrüderung, und umwanden ihre Schläfe mit den Lorbeern helvetischer Tapferkeit. In der Schlacht bei Montcontour, zwei Jahre nach dem Rückzuge von Meaux zeichnete sich Pfiffer nach seiner Gewohnheit mit demselben Regiment aus, und erhielt ein ehrenvolles königliches Belobungsschreiben, welches im Archive der Republik Luzern niedergelegt ist.

XV.

Richard.

Die Stadt Avignon, welche dem Pabste zugehört und mit ihrem Gebiete mitten in Frankreich liegt, wurde auch von den Schwindel der Freiheit ergriffen. Es entstanden Unruhen und diese nahmen immer mehr und mehr zu. Es wurde unter großen Lerm und Tumult ein Maire der Stadt und ein Bürgerrath gewählt, den man eben die Einrichtung gab, wie den Bürgergerichten in Frankreich, allein hiedurch wurde die Ruhe nicht hergestellt. Es entstand ein heftiger Aufruhr. Das Volk versammelte sich haufenweise vor dem Hause des Grafen Palamede de Forbin, und verlangte Herrn de Coeffier, einen Offizier der Bürgermiliz, dessen Grundsätze verdächtig waren. Der Pöbel drohte, mit Gewalt in das Haus einzudringen, wenn man ihn nicht herausgeben wollte. Um diesem Unglücke zuvorzukommen verließ

der achtzehnjährige Palamede de Forbin das Haus. Er drängte sich durch den Pöbel, und dieser wagte es nicht ihn anzugreifen, aber man verfolgte ihn mit Drohungen und Schimpfwörtern. Endlich wurde er umringt. Ein Mann ergriff ihn bei dem Kragen, und schrie ihm ins Gesicht: „an die Laterne! an die Laterne!“ Der Graf zog seinen Degen und sagte: „ich achte das Leben der Staatsbürger, aber ich werde meine Ehre vertheidigen.“ Ein Kerl aus dem Haufen faßte den Degen um denselben zu zerbrechen. Der Graf wehrte sich, und verwundete den Kerl an der Hand. Der rasende Haufe wurde noch wüthender da er das fließende Blut erblickte. Er brach in ein wüthendes Geschrei aus: „Tödtet ihn! zerreißt ihn! stecht ihn tod!“ Man drang von allen Seiten auf den Grafen zu, aber er wehrte sich standhaft und so kaltblütig, daß er, nach einem langen Gefechte nicht mehr als drei oder vier Männer verwundet hatte. Endlich waren seine Kräfte erschöpft, und schon im Begriffe niederzusinken, als ein alter Bedienter seines Vaters, Namens Richard, welchen das Geschrei des Pöbels herbei geführt hatte, ihn mitten unter

den Mördern erblickte. Dieser drängte sich mit Gewalt durch den Haufen, und faßte den Grafen. Der Pöbel hielt ihn für einen Henker, und erwartete nunmehr, die Ermordung seines Feindes ansehen zu können; aber Richard flohe mit dem Grafen in ein nahe gelegenes Haus, sie verrammelten inwendig die Thüre, der Pöbel sahe jetzt seinen Irrthum ein und drohte das Haus in Brand zu stecken. Der Graf welcher diese Drohungen hörte, wollte das Leben seines Freundes und den Bewohner des Hauses nicht in Gefahr setzen, sondern both sich an, das Haus zu verlassen und sich dem wüthenden Haufen zu übergeben. Aber Richard und der Mann dem das Haus zugehörte, baten ihn knieend sich zu retten. Mit Hülfe einer Leiter stieg er auf das Dach. Das Volk erblickte ihn. Er stieg von Dach zu Dach, von Straße zu Straße, und immerfort verfolgten ihn unten der Haufe mit rasendem Mordgeschrei. Richard folgte dem Grafen überall nach; endlich, erschöpft an Kräften, stiegen sie beide in ein Haus, verstekten sich glücklicherweise in einem Keller, und verließen in der darauf folgenden Nacht, verkleidet die Stadt.

XVI.

Schwarzbeck.

Dies Ungeheuer lebte zu Anfange dieses Jahrhunderts, und machte sich durch seine Kühnheit und List in der ganzen Schweiz furchtbar. Oft mordete er ganz allein zur Lust oder aus Schalkheit. Einstens goß er einen Kesselflicker, den er an einem einsamen Orte schlafend fand, einen ganzen Tiegel voll glühendem Bleye in den Hals, womit der Unglückliche einige Gefäße hatte ausbessern wollen. Ein anderesmal zwang er einem Schneidergesellen, dem er in einem Walde begegnete, daß er ihm seinen Rock flicken mußte. Als dieses geschehen war, sagte er spottend, daß er ihm jetzt auch seine Mühe belohnen wolle. Er fing hierauf an den schwachen Schneider zu binden, und henkte ihn mit den Beinen an einen Baum, so daß

der Kopf einen Ameisenhaufen berührte. Der Unmensch gestand noch im Gerichte, daß keine von seinen Thaten ihm so viel Vergnügen verschafft hätte, als die Verdrehungen, welche der geängstete Schneider gemacht, und die er bis auf die letzte Zuckung mit innigster Freude ruhig betrachtet habe.

Einen armen Musikanten der ihm gleichfalls in einem Gehölze begegnete gab er einen Gulden, um ihn aus dem Gipfel eines hohen Baumes einen Zweig zu holen. Kaum war dieser oben einen Zweig abzuschneiden als er auch schon auf ihn anlegte und ihn herunter schoß. Der von einem Zweige auf den andern stürzende Musikant hatte ihm so viele Freude gemacht, daß er sich deren noch beim Bekenntniß der That, im Gericht mit lebhaftem Vergnügen erinnerte. Er brach sogar noch auf seinem Wege zum Gerichtsplatze in ein lautes Gelächter aus, als er vor der Stelle vorbey geführt wurde, wo er dem Schneider den ihm so scheinenden lustigen Streich gespielt hatte. Seine letzte Missethat war die, daß er in das Pfarrhaus zu Sengen, im Kanton Bern einbrach, den Pfarrer mit seiner

Frau auf das Grausamste zusammen knebelte und nun diesen Leuten 10,000 Gulden raubte. Dieser verstockte Bösewicht, empfand nicht die geringste Reue über seine Verbrechen und gar keine Furcht vor dem Tode oder der Zukunft. Selbst bei Zerschlagung seiner Arme und Beine schien er fühllos zu seyn; bei dem ersten Stoß auf die Brust, die noch nicht zerquetschet war, rief er, als wenn er der Ohnmacht des Henkers spottete: das kracht einmal.

Bei solchen Factis kann man nicht mehr zweifeln, so sehr man auch Freund und Vertheidiger der menschlichen Natur seyn mag, daß es geborne sittliche Monstre gebe, die ohne alle Menschlichkeit, ohne theilnehmendes Mitgefühl mit den Freuden und Leiden anderer, ohne moralischen Sinn geboren werden, und selbst in den Martern ihrer Nebenmenschen ein grausames Vergnügen finden.

XVII.

Der Geusenbund.

Dieser für die damals spanische Niederlande fürchterliche Bund entstand im Jahre 1565 in der Mitte des Novembers. Philipps eisernes Scepter, unter welchem die spanische Inquisition in den Niederlanden so furchtbar wurde, gab ihn sein Daseyn und seine Existenz, Gastmäler seine Form und Vollendung.

Heinrich von Brederede, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, Ludwig von Nassau, Karl Graf von Mansfeld, der Graf von Kuilemburg, zwey Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Thoulouse, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, waren die Stifter desselben. Diese Männer waren es, die hier das Schick-

sal ihres Vaterlandes wie jene Eidgenossen einst die schweizerische Freiheit entschieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten, und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen selbst nie zu Gute kommen sollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerst seinen Namen setzte.

„Nachdem gewisse übelgesinnte Personen, unter der Larve eines frommen Eifers, in der That aber nur aus Antrieb ihres Geitzes und ihrer Herschbegierde, den König, unsern gnädigsten Herrn verleitet haben, das verabscheuungswürdigste Gericht der Inquisition in diesen Landschaften einzuführen (ein Gericht, das allen menschlichen und göttlichen Gesetzen zuwiderläuft, und alle barbarischen Anstalten des blinden Heidenthums an Unmenschlichkeit hinter sich läßt, das den Inquisitoren jede andre Gewalt unterwürfig macht, die Menschen zu einer immerwährenden Knechtschaft erniedrigt, und durch seine Nachstellungen den rechtschaffensten Bürger einer ewigen Todesangst aussetzt, so, daß es einem Priester, einem treulosen Freund, einem Spanier, einem schlechten

Kerl überhaupt frei steht, sobald er nur will, und wen er will, bei diesem Gericht anzuklagen, gefangen setzen, verdammen und hinrichten zu lassen, ohne daß es diesem vergönnt sey, seinem Ankläger zu erfahren, oder Beweise von seiner Unschuld zu führen) so haben wir Endes Unterschriebene uns verbunden, über die Sicherheit unsrer Familien, unsrer Güter und unsrer eigenen Person zu wachen. Wir verpflichten und vereinigen uns zu dem Ende durch eine heilige Verbrüderung, und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der Einführung dieses Gerichts in diesen Ländern, nach unsern besten Kräften zu widersetzen, man versuche es heimlich oder öffentlich, und unter welchem Namen man auch wolle. Wir erklären zugleich, daß wir weit entfernt sind, gegen den König, unsern Herrn, etwas gesetzwidriges damit zu meinen, vielmehr ist es unser aller unveränderlicher Vorsatz, sein königliches Regiment zu unterstützen und zu vertheidigen, den Frieden zu erhalten, und jeder Empörung nach Vermögen zu steuern. Diesem Vorsatz gemäß haben wir geschworen, und schwören jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten, und ihrer mit Wor-

ten und Thaten zu schonen, deß Zeuge sey der allmächtige Gott.

Weiter geloben und schwören wir, uns wechselsweise einer dem andern, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen welchen Angriff es auch sey, zu schützen und zu vertheidigen, angehend die Artikel, welche in diesem Compromisse verzeichnet sind. Wir verpflichten uns hiemit daß keine Anklage unsrer Verfolger, mit welchem Namen sie auch aufgeschmückt seyn möge, sie heiße Rebellion, Aufstand, oder auch anders, die Kraft haben soll unsern Eid gegen den der beschuldigt ist, aufzuheben, oder uns unsers Versprechens gegen ihn zu entbinden. Keine Handlung, welche gegen die Inquisition gerichtet ist, kann den Namen der Empörung verdienen. Wer also um einer solchen Ursache willen in Verhaft genommen wird, dem verpflichten wir uns hier, nach unserm Vermögen zu helfen, und durch jedes nur immer erlaubte Mittel seine Freiheit wieder zu verschaffen. Hier, wie in allen übrigen Regeln unsers Verhaltens, sonderlich aber gegen das Gericht der Inquisition ergeben wir uns in das allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch in das Ur-

theil derer, welche wir einstimmig zu unsern Rathgebern und Führern ernennen werden.

Zum Zeugniß dessen, und zu Bestätigung dieses Bundes berufen wir uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, Schöpfers von Himmel und Erde, und allem was darinn ist, der die Herzen prüft, die Gewissen und die Gedanken, und kennt die Reinigkeit der unsrigen. Wir bitten ihn um den Beistand seines Heiligen Geistes, daß Glück und Ehre unser Vorhaben kröne, zur Verherrlichung seines Namens, und unserm Vaterlande zum Seegen und ewigen Frieden."

Dieser Compromiß wurde sogleich in mehrere Sprachen übersetzt, und schnell durch alle Provinzen zerstreut. Jeder von den Verschwornen trieb was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienstleuten hatte, zusammen, um dem Bunde schnell eine Masse zu geben. Große Gastmale wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderstehliche Versuchungen für eine sinnliche lüsterne Menschenart, bei der das tiefste Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte ersticken können. Wer sich da einfand, (und jeder war willkom-

men) wurde durch zuvorkommende Freundschafts-Versicherungen willig gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beispiel fortgerissen, oder durch das Feuer großer Beredsamkeit überwältigt. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde gescholten, der Verzagte bedroht, der Treugesinnte überschrieen; manche darunter wußten gar nicht was es eigentlich war, worunter sie ihre Namen schrieben, und schämten sich sogar darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; viele trieb bloßer Leichtsinn zu der Parthei, eine glänzende Kameradschaft lokte die Geringen, den Furchtsamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die List gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorne, von Megen und anderer fälschlich nachzumachen, ein Kunstgriff, der dem Bund viele Hunderte gewann. Besonders war es auf die Offiziere der Armee dabei abgesehen, um sich auf alle Fälle von dieser Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen sollte. Es glückte bei vielen, vorzüglich bei Subalternen, und Graf Brederode

zog auf einen Fähndrich, der sich bedenken wollte, sogar den Degen. Menschen aus allen Classen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterschied, katholische Priester selbst gesellten sich dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei allen dieselben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edicte zu thun; die Protestanten zielten auf eine uneingeschränkte Gewissensfreiheit. Einige verwegnere Köpfe führten nichts geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Regierung, und die Dürftigsten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung.

Ein Abschiedsmahl, welches um eben diese Zeit dem Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda, und kurz darauf in Hochstrater gegeben wurde, zog viele vom ersten Adel nach beiden Plätzen, unter denen sich schon mehrere befanden, die den Compromiß bereits unterschrieben hatten. Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorne und von Megen fanden sich bei diesem Gast-

mahle ein, doch ohne Verabredung und ohne selbst einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eignen Sekretairen und einige Dienstleute der andern, demselben öffentlich beigetreten waren. Bei diesem Gastmahle nun erklärten sich schon dreihundert für den Compromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob man sich bewaffnet oder unbewaffnet mit einer Rede oder Bittschrift an die Oberstatthalterin wenden sollte. Hoorne und Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weise befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche denn für den Weg der Bescheidenheit und Unterwerfung entschieden, eben dadurch aber der Beschuldigung Raum gaben, daß sie das Unterfangen der Verschwornen auf eine nicht sehr versteckte Weise in Schutz genommen hätten. Man beschloß also, unbewaffnet und mit einer Bittschrift einzukommen, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel zusammentreffen wollte. Da auf die erste Bittschrift eine auf Schrauben gestellte Antwort ertheilt wurde, so schritt man zu einer zweiten, und an eben dem Tage, da diese überreicht wurde, tractirte Brederode die Verschwornen im

Kullemburgischen Hause; gegen 300 Gäste waren zugegen, die Trunkenheit machte sie muthwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich einige, daß sie den Grafen von Barlaimont der Regentin, die sich bei der Ueberreichung der Bittschrift zu entfärben schien, auf französisch hatten zuflüstern hören: „Sie solle sich vor einen Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten.“ Wirklich war auch der größte Theil von ihnen durch eine schlechte Wirthschaft so weit herab gekommen, daß er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte, und Barlaimont hatte mit diesem einzigen Worte das ganze innere Wesen, und, ohne daran zu denken, die ganze Furchtbarkeit des Bundes bezeichnet. Weil man eben um einen Namen der Brüderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermessene des Unternehmens in Demuth versteckte, der, wenn es einschlug, die beißendste Satyre auf den reichsten der Könige war, und der zugleich, was doch auch in Betrachtung kam, am wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und, es leben die

Geusen, wurde mit allgemeinem Geschrey des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien Brederode mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren Beitritt zum Bunde, und versicherte hoch, daß er für jeden unter ihnen bereit stehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein jedweder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Nun empfing einer nach dem andern die Bettlertasche, und hing sie an einen Nagel auf, den er sich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieses Possenspiel verursachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorne, die der Zufall so eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben und ein Glas mitzutrinken. Die Ankunft dieser drey wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäste, und ihre Freude fing an, bis zur Ausgelassenheit zu steigen. Viele wurden betrun-

ken, Gäste und Aufwärter ohne Unterschied, Ernsthaftes und Possierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten sich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bachanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rausche beschlossen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daseyn seiner Beschützer mußte dem Volke versinnlicht, und der Eifer der Parthey durch ein sichtbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein besseres Mittel, als diesen Namen der Geusen öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Büßenden sah. Die ganze Familie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln, mit dünnem Silberblech überzogen, eben solche Becher, oder auch Messer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ließen sie an den Gürtel herunter hängen. Um den Hals hingen sie eine goldne oder silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt,

deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Inschrift: Dem Könige getreu. Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Provianttasche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelsack. Daher schreibt sich der Name der Geusen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papstthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen.

XVIII.

Feldmarschall Graf von Münnich.

Burchard Christoph, Graf von Münnich, stammte aus einem alten adlichen Geschlechte in der Grafschaft Oldenburg her, und ward 1683 auf dem väterlichen Stammguthe zu Neu-Huntorf geboren. Sein Vater, der Fürstlich Ostfriesländischer Geheimer Rath war, ließ ihn in allen nöthigen und nützlichen Wissenschaften unterrichten, wo er denn als Knabe vielen Fleiß bewies und besondere Geschicklichkeit zeigte. Schon früh, und als der Vater noch Drost zu Esens in Ostfriesland war, legte sich der Sohn stark auf die Wasserbaukunst, besonders aber auf den Schleusenbau und die Lenkung der Ströme, davon sein Vater eine vorzügliche Einsicht besaß, wobey er zugleich in der Mathematik große Fortschritte machte.

Im Jahr 1699 ließ ihn der Vater mit seinen Brüdern eine Reise nach Frankreich thun, von da er aber im folgenden Jahre schon wieder zurück kam, und die Kriegsdienste erwählte, wozu ihn sein feuriges Temperament ganz besonders antrieb. Er war kaum 17 Jahr alt, als er in Hessische Dienste trat, in welchen er es bald bis zum Hauptmann brachte und eine Compagnie bekam, mit welcher er aber bis 1706 im Standquartier bleiben mußte. Im Jahr 1705 vermählte er sich mit der Hessen-Darmstädtischen Hofdame Christiane Lucretie von Witzleben, mit welcher er in einer vergnügten Ehe 13 Kinder erzeugte und die ihn fast in allen Feldzügen begleitete.

1706 ging er mit dem Hessischen Auxiliar-Corps unter dem damaligen Erbprinzen Friedrich, nachmaligen Könige von Schweden wider die Franzosen nach Italien zu Felde, und wohnte dem berühmten Entsatze der Stadt Turin bey. Im folgenden Jahre kam er mit dem Hessischen Corps schon wieder nach Deutschland zurück, mußte aber mit solchem im April 1708 nach den Niederlanden gehen, da er denn bey demselben bis fast zum Utrechter Frieden

allen Kriegsoperationen, und besonders der Schlacht bey Oudenarde, wie auch den Belagerungen von Ryssel und Dornik, der Schlacht bey Malplaquet, den Belagerungen von Mons, Douay, Bethüne, Atre, Bouchain und Quesnoy beywohnte, mitlerweile er die Stelle eines Majors erhielt. Seine letzte Kriegsoperation bey welcher er sich in den Niederlanden befand, war das unglückliche Treffen bey Denein, das den 24. July 1712 vorfiel. Er wurde darin gefährlich verwundet und blieb auf dem Schlachtfelde für todt liegen; die Franzosen indessen, die dasselbe behaupteten, hoben ihn auf, machten ihn zum Gefangenen, und nachdem er gut verbunden und glücklich geheilt war, ließen sie ihn auf sein Ehrenwort los. Er ranzionirte sich hernach selbst und wurde bald darauf zum Oberstlieutnant ernannt.

Den 15ten April 1713 erfolgte der Utrechter Friede, worauf die Hessischen Truppen, die nunmehro wieder nach Hause gingen, ruhige Tage bekamen. Allein, es war dem Herrn von Münnich, ob er gleich Befehlshaber über ein Regiment geworden, mit dieser Ruhe nichts gedient. Er suchte andere Dienste und fand sie 1715 bey der Sächsischen Armee in Pohlen,

wo er Oberster wurde, und sowohl in diesem als folgenden Jahre wider die Conföderirten getreue Dienste leistete. Als hernach kraft dieses Friedensschlusses 1717 ein Regiment Kron-Garde von 1200 Mann, zur Sicherheit der königlichen Personen errichtet wurde, ward er zum Obersten desselben bestellt, worauf er 1718 den Charakter eines General-Majors bekam.

Im Jahr 1719 wohnte er den prächtigen Lustbarkeiten zu Dresden bey, die wegen der Vermählung des damaligen Churprinzen angestellt wurden. Er hatte bey dem Einzuge die Ehre als jüngster General die gesammte Chursächsische Generalität anzuführen, wobey der Feldmarschall, Graf von Flemming, den Schluß machte. Er stand bey dem Könige in besondern Gnaden, wodurch er aber so viele Feinde bekam, daß er in der Affaire mit dem Obersten von Bonafour Unrecht haben mußte. Es kam darüber 1720 zu einem wirklichen Duell, in welchem der General von Münnich den Obersten durch den Leib schoß, und ob er sich gleich darauf in ein Kloster retirirte, doch arretirt wurde.

Nachdem diese Sache beygelegt worden, verlangte er die Entlassung seiner Dienste, die

er auch erhielt. Er ging über Königsberg und Riga nach Petersburg, wo er im Februar 1721 anlangte. Er wurde von dem Czaar Peter den Ersten, an welchen ihn der König August selbst empfohlen hatte, um so mehr wohl aufgenommen, weil er ihn schon 1720 in seine Dienste verlangt hatte. Er zeigte ihm die Arbeit an den Canal zu Ladoga, und die neuen Werke zu und um Petersburg, sammt dem Entwurfe zu der Befestigung von Cronstadt, verlangte aber von ihm einen neuen Plan zu Cronstadts Befestigungen, welchen er auch bald überreichte. Kurz darauf wurde er, der vielen ältern General-Majors ohngeachtet, die in dem langwierigen schwedischen Kriege viele treue Dienste geleistet hatten, als General-Lieutenant in Bestallung genommen. Die Gelegenheit dazu gab folgendes: Er mußte den Czaar allenthalben begleiten, auch ihm nach Riga folgen, wo er über die Schwäche der dasigen Festungswerke und Citadelle einen Riß machte, den der Monarch wohl aufnahm. Weil auch während seines Aufenthalts daselbst der Blitz in den Thurm der St. Peterskirche schlug und ihn in die Asche legte, machte er ebenfalls von

dieser Kirche und ihren ehemaligen Thurme eine Zeichnung, die, da sie der Czaar sahe, sowohl gefiel, daß er alsbald befahl, dem General-Major von Münnich die Bestallung als General-Lieutenant auszufertigen; doch wurde dieselbe, ob er sie gleich am 22sten May 1721 erhielt, ein ganzes Jahr später, nähmlich auf den 22sten May 1722 datirt, und von dem Czaar ganz allein unterschrieben. Er ließ sich dieses gefallen, indem er große Lust hatte in Russische Dienste zu bleiben.

Noch zu Riga bekam er die Nachricht, daß sowohl sein Vater als seine Stiefmutter, eine geborne von Walther, gestorben sey. Er reisete darauf mit Erlaubniß des Czaars, nach Deutschland, um von seinen väterlichen Gütern Besitz zu nehmen, und sich mit seinen Geschwistern auseinanderzusetzen. Wie dieses geschehen war, kam er nach Petersburg zurück. Als er durch Berlin reisete, und bei dem Könige Friedrich Wilhelm seine Aufwartung machte, wurde es ihm verwiesen, daß er in des Czaars Dienste gegangen sey, da er bei ihm einen guten Platz hätte finden können. Im Herbst 1721 langte er in Petersburg wieder an, wo ihn der nun-

mehrige Kaiser befahl, einen Entwurf vom Rogerwickischen Hafen zu machen, und einen Canal mit einer Schleuse an dem Wasserfall in der Newa bey Tosna, wie auch einen Weg an den beyden Ufern der Newa, von Petersburg bis Schlüsselburg anzulegen, welchen Verrichtungen er sich dann mit Fleiß unterzog.

Als der Kaiser im Jahr 1723 aus Persien nach Rußland zurückkam, übertrug er ihm die Aufsicht über den Bau des durch den General Major Pisarew schlecht angefangenen Ladogalschen Canals, da denn die Arbeit nach seinem Entwurfe und unter seiner Aufsicht sehr gut von statten ging. Der Monarch hatte ein solches Wohlgefallen darüber, daß er nicht nur eigenhändig einen sehr gnädigen Brief an ihn schrieb, sondern auch kurz vor seiner tödtlichen Krankheit, die er schon fühlte, als er von Staraja Russa über den neuen Canal nach Petersburg zurückkam, zur Kaiserin sagte: „Die Arbeit meines Münnichs hat mich geheilt; ich gedenke, mich noch einmal mit ihm zu Petersburg einzuschiffen, und zu Moscau im Garten des Golowkin wieder ans Land zu treten.“ Er nahm ihn den Tag darauf mit sich in den

Senat, und sprach: „Ich habe einen Mann „gefunden, der den Ladogaischen Canal bald zu „Stande bringen wird. Ich habe noch keinen „Ausländer in meinen Diensten gehabt, der „große Werke so gut zu entwerfen und auszu„führen gewußt, als er, und ihr sollt alles „thun, was er von euch verlangen wird.“ Als der Kaiser aus dem Senat wieder wegging, sagte der General-Procureur Jaguschinsky zu dem General Münnich: „Herr General! Wir hangen jezt von ihren Befehlen ab.“

Es sollten hierauf 25000 Mann an dem Canal arbeiten. Allein, der bald darauf erfolgte Tod des Kaisers, der sich den 8ten Februar 1725 ereignete, und die Feindschaft welche der Fürst Menschikow, der nunmehr bey der regierenden Kaiserinn alles galt, gegen den General von Münnich um deswillen hegte, weil seinetwegen dem General-Major Pisarew, der ein Freund und Client des Fürsten war, die Aufsicht über den Canal genommen worden, legten der Fortsetzung des Baues, sehr große Hindernisse in den Weg; jedoch blieb die Arbeit nicht gänzlich liegen. Den 17ten Januar 1726 bekam er

von der Kaiserinn Katharine der Ersten den Ritterorden des heiligen Alexander Newski.

Als Peter der Zweite 1727 den Thron bestieg, wurde dem General Münnich befohlen, die Arbeit am Canal mit unermüdetem Fleiß fortzusetzen, welches er auch mit solchem Eifer, sonderlich nach dem Fall des Fürsten Menschikow, that, daß schon im Juny 1728 die Schiffahrt auf demselben eröffnet werden konnte. Mittlerweile erklärte ihn der junge Kaiser den 7ten Mai 1727 zum General en Chef, und bei der Krönung erhub er ihn den 25sten Februar 1728 in den Grafenstand. Er vermählte sich auch den 29sten September 1728 zum zweitenmale mit Barbara Eleonora, verwittweten Gräfin von Soltikow, einer gebornen Freyin von Malzan, aus dem Hause Wolde, welche damals Oberhofmeisterin bei der Prinzeß Elisabeth, nachmaligen Kaiserin, war. Im Jahre 1729 wurde er Gouverneur und Statthalter zu Petersburg.

Die Kaiserin Anna, die im Januar 1730 den Thron bestieg, hegte eine vorzügliche Gnade gegen ihn. Er war einer von den vier Personen, welche von der Monarchin nach dem An-

tritt ihrer Regierung um ihre Meinung gefragt wurden, ob sie dem General-Procureur Jaguschinski oder dem Vice-Canzler Ostermann die Besorgung der Staatsangelegenheiten anvertrauen sollte? da er denn eben, wie die übrigen, für den letztern seine Stimme gab. Ostermann bat ihn darauf, er möchte der Monarchin die Errichtung eines Cabinets-Collegii vorschlagen, von welchem die wichtigsten Staats-Angelegenheiten und die Kaiserlichen Verordnungen an den Senat und die andern Collegia ausgefertiget würden. Diesen Vorschlag nahm die Kaiserin an, jedoch mit der Bedingung, daß der Graf von Münnich ein Mitglied dieses Cabinets-Collegii seyn sollte, welches sodann 1730 errichtet wurde, und bis an den Tod der Kaiserin gedauert hat.

Den 26sten Februar 1731 ward er zum General-Feldzeugmeister und den 24sten Januar 1732 zum Präsidenten des Kriegs-Collegii ernannt, dessen Verrichtungen er schon einige Jahre dirigirt hatte. Den 24sten Februar wurde er zum General-Feldmarschall erhoben. Die Kaiserin trug ihm auch das General-Commando über Petersburg und Ingermanland

auf.

auf. Auf ihren Befehl mußte er auch einen neuen Etat für die Garden, die Feld- und Garnisonregimenter, die Ukrainische Miliz, die Artillerie und das Ingenieur-Corps entwerfen. Bald darauf als er 1732 zu Petersburg das adliche Landkadetten-Corps und das erste Russische Cürassir-Regiment aufrichtete, wurde er von der Kaiserin bey beyden zum Chef erklärt. Alle diese wichtigen Bedienungen machten ihn so viel zu schaffen, daß er nicht nur eher als die Kaiserin aus Moskau nach Petersburg zurück gehen, sondern sich auch, als die Monarchin den 15ten Januar 1732 selbst nach Petersburg kam, den Cabinets-Geschäften meistens entziehen mußte, zumal da er seinem eigenen Geständnisse nach, weder von den auswärtigen Staats- noch innerlichen Reichssachen hinlängliche Kenntnisse hätte. Indessen wurde er doch jederzeit, wenn über wichtige Dinge, die sonderlich das Kriegswesen betrafen, Berathschlagungen angestellt wurden, ins Cabinet gerufen.

Im Jahr 1734 schickte ihn die Kaiserin nach Pohlen, um das Oberkommando über die gesammten Russischen Völker zu führen, die damals in diesem Reiche standen, um den neu-

erwählten König August den Dritten auf seinem Throne zu befestigen. Er traf die Hauptarmee in dem Lager vor Danzig an, als er sich den 17ten März bey solcher einfand, nachdem er vorher den St. Andreas-Orden bekommen hatte. Der General Lascy, der das Commando über diese Armee bisher geführt hatte, hielt diese Stadt schon über vier Wochen eingeschlossen, weil sich der Gegenkönig Stanislaus mit seinen vornehmsten Anhängern in derselben aufhielt. Münnich fing den 20. März die förmliche Belagerung an, und zwar mit größter Schärfe, wobey weder Volk noch Munition geschont würde. Die Belagerten wehrten sich so tapfer, daß sich die Eroberung über drey Monate verzog, und vielleicht sobald noch nicht erfolgt seyn würde, wenn nicht eine Sächsische Armee von 20000 Mann die Russische verstärkt hätte. Man glaubte Stanislaus selbst gefangen zu bekommen, er war aber kurz vorher in verstellter Kleidung und mit vieler Gefahr glücklich entwischt. Der Graf von Münnich gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und wollte deshalb Rache an der Stadt nehmen. Da aber dargethan wurde, daß dieselbe an dieser Entwischung

keinen Theil gehabt, wurde er wieder besänftigt und kehrte nach geschehener Eroberung der Stadt, nach Petersburg zurück, nachdem er von dem Könige August, der selbst nach Danzig kam, einen kostbaren Stock und Degen zum Geschenk erhalten hatte.

Im folgenden 1735sten Jahre trug ihm die Kaisertn abermals das General-Commando in Pohlen auf, um dieses Reich völlig unter den Gehorsam des Königs August zu bringen, bey welcher Gelegenheit er von diesem Monarchen den 3ten August, da er eben sich zu Warschau gegenwärtig befand, den Ritterorden des weißen Adlers empfing.

Die vielen Einfälle und Streifereyen der Tartarn, die sie in das Russische Gebiet thaten, bewogen die Kaiserin, im Jahr 1736 eine starke Armee wider die Türken, weil sie den Einfällen der Tartarn keinen Einhalt gethan, ins Feld zu stellen. Der Graf von Münnich bekam abermals das Oberkommando über dieses Kriegsheer, das vor Azow gehen, und diese Festung erobern sollte. Er suchte solche zu überrumpeln, indem er schon im März mit einem Corps von 30,000 Mann, ehe noch die Flotte ankam,

und die Armee sich völlig zusammengezogen hatte, davor anlangte. Allein die Türken waren nicht nur auf guter Hut, sondern es rückte auch ein großer Schwarm Tartarn zum Entsatze herbey, so daß der Graf von Münnich beinahe eingeschlossen worden wäre, wenn ihm nicht der General Lewaschew mit seinem Corps aus Persien zu Hülfe gekommen, und ihm Luft gemacht hätte, welchem er darauf auch so lange das Commando übergab, bis der General Lascy aus Deutschland anlangte, der alsdann Azow den 20sten July durch Kapitulation eroberte.

Der Graf von Münnich trieb *mittlerweile* die Tartarn immer vor sich hin, und hatte täglich mit ihnen Scharmützel. Den 19ten May eroberte er die Linien bey Perecop, und schlug die Tartarn, die hinter denselben lagen in die Flucht. Er eroberte auch den 21sten die Festung Perecop selbst, und rückte hierauf immer weiter in die Crimmische Tartarey ein, da er denn alles Land wo er hinkam gräulich verwüstete; den General Leontiew schickte er aber mit einem starken Corps gegen Oczakow, um den Feinden den Uebergang über den Dnieper zu verwehren. Den 28sten und 30sten kam es

bey dem Meerbusen Balischika zu blutigen Scharmützeln, in deren letztern der Calga Sultan getödtet, der Tartar Chan selbst aber in das Gebürge getrieben wurde. Den 5. Juny besetzte er die Stadt Koslow am schwarzen Meere, die der Feind freiwillig verlassen hatte, und langte den 16ten Juny vor der Residenzstadt des Chans Bakscharai an, welche er, da sie ebenfalls von den Tartarn verlassen war, ohne Widerstand einnahm.

Allein so wichtig dieser Feldzug zu seyn schien, und so groß die Eroberungen waren, so schlecht lief er indessen ab. Die ganze Armee litt großen Mangel an Proviant und frischem Wasser, und weil durchaus nichts herbeizuschaffen war, mußte der Graf von Münnich mit großer Eile den Rückmarsch antreten, und alles was er eingenommen hatte wieder verlassen, wobey ihn die Tartarn stets verfolgten. Er konnte deshalb auch Perecop nicht, wie er willens war, völlig schleifen, weil er vom Feinde daran verhindert wurde. Endlich langte er nach langwierigen und sehr beschwerlichen Märschen den 16ten September an dem Flusse Samara an, nachdem seine Armee gro-

ßen Abgang gelitten, und ganz ausgehungert war. Er setzte über den Fluß und ließ die Armee in die am Dnieper gegen die Ukrainische Grenze zu gelegenen Oerter in die Winterquartiere gehen. Er selbst gieng nach überstandener Unpäßlichkeit den 19ten December nach Petersburg, und übergab dem General Keith indessen das Commando.

Er langte, dem Ansehen nach, als ein großer Siegsheld bey Hofe an, und wurde von der Kaiserin, die von der Sache eigentlichen Beschaffenheit nicht genau unterrichtet war, sehr gnädig und mit vielem Ruhm empfangen, da er doch nichts weiter gethan hatte, als daß er ein uncultivirtes Land durchstreift, solches verheert, und ohne etwas davon zu behaupten, mit einem Verlust von vielen Tausenden, die elendiglich umkamen, wieder verlassen hatte. Nichts destoweniger wurde der Krieg gegen die Türken fortgesetzt, und dem Grafen von Münnich 1737 von neuem das Oberkommando über die Armee aufgetragen. Nachdem dieselbe den Winter hindurch wieder vollzählich gemacht worden war, gieng er den 4ten Februar mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig aber-

mals zu Felde, und die Kaiserin beschenkte ihn vor seiner Abreise mit den sehr ansehnlichen Weisbachischen Gütern in Liefland. Es wurde zum Feldzuge alles so veranstaltet, daß man eine wichtige und glückliche Campagne vermuthen konnte. Die Armee des Grafen wurde ohne die irregulairen Truppen, auf hundert tausend Mann geschätzt, wobey der General Lascy noch ein besonderes Corps von mehr denn funfzigtausend Mann kommandirte, mit welchen er einen neuen Versuch thun sollte, sich der Crimmischen Tartarey zu bemächtigen, der aber eben so schlecht als der vorige ablief.

Der Graf von Münnich glaubte wichtigere Thaten zu thun. Er ging mit seiner Armee zu Anfang des May bei Perewologna über den Dnieper, setzte den 20sten Juny über den Bog, und langte nach langen und beschwerlichen Märschen, die er durch die ungeheuren Wüsten that, den 29sten Juny vor Oczakow an. Diese Festung befand sich damals nicht in dem Zustande, eine lange Belagerung auszuhalten, indem in selbiger kaum hundert Kanonen befindlich waren. Zwar hatte sie eine starke Besatzung; allein diese bestand größtentheils aus Cavallerie,

und zu ihrem Unglück waren die Befehlshaber nicht einig. Alles, was der Festung noch einigen Vortheil gewährte, war die Türkische Flotte, so sie deckte, indem die Russische Flotille den Dnieper-Strom nicht hinunter kommen konnte. Man formirte den 30. Juny den Angrif, welchen auf den rechten Flügel die Generale Romanzow und Biron, und auf dem linken, Keith und Löwendahl anführten. Nach einem dreitägigen ununterbrochenen Sturme und Bombardement, gerieth ein großer Theil der Stadt in Brand, welches denn unter der Besatzung ein solches Schrecken brachte, daß einige Tausende nach der See zuliefen und sich auf die Galeeren reterirten. Die Stadt wurde hierauf den 2ten July mit stürmender Hand eingenommen, und alles, was sich zur Wehr setzte, niedergehauen, die übrigen nebst dem kommandirenden Serasker Jaghia Bassa, wurden gefangen. Die Zahl der Todten soll sich auf feindlicher Seite auf 16000 belaufen haben. Sobald die Festung überging, verließ die Türkische Flotte die See, die ganze Stadt aber war durch das Bombardement fast gänzlich in die Asche gelegt.

Der Verlust der Russen war gleichfalls nicht geringe, obgleich nach den Petersburger Nachrichten derselbe nur in tausend Todten und dreitausend Blessirten bestanden haben soll. Dem Grafen von Münnich wurde ein Pferd unterm Leibe erschossen, und er erhielt mehrere Schüsse durch den Hut und Rock. Solchergestalt wurde zwar Oczakow mit großen Blutvergießen erobert, allein die ganze Expedition war von keinen erheblichen Nutzen, da man diesen Platz schon im folgenden Jahre dem Feinde wieder einräumen mußte. Des Grafen Aufführung wurde bey dieser Belagerung von vielen der vornehmsten Offiziers sehr gemisbilligt, indem sie dafür hielten, daß, wenn es zugelassen würde, die Treue einer Armee und deren Tapferkeit zu misbrauchen, bloß um nur etwas auszurichten, das keinen andern Nutzen habe, als daß es schön in der Geschichte klinge, die schlechtesten Soldaten die größten Generale werden könnten. So viel ist gewiß, daß er damals die Liebe der Soldaten gänzlich verloren hatte. Er war zu strenge in der Kriegsdisciplin, schonte kein Volk, begegnete die Offiziers, besonders denen von der Russischen Na-

tion, verächtlich, und sorgte nicht so vor die Verpflegung der Armee, als es von einem General erfordert wird, der den Ruhm der Tapferkeit und Klugheit mit Menschenliebe verbinden will.

Nach Eroberung der Festung Oczakow brach er mit der Armee gegen Bender auf, vereinigte sich den 11ten July bey dem Limon mit dem General Leontiew, der mit der schweren Bagage und Proviant etliche Märsche zurückgeblieben war, und zog sich an den Bog, um den Feind, der mit einer starken Armee im Anzuge war, allda zu erwarten. Als er aber hörte, daß derselbe sich zurückgezogen habe, ihn aber zu verfolgen darum unmöglich war, weil die Türken und Tartarn die ganze Gegend verheert, und alle Lebensmittel weggeführt oder verdorben hatten, trat er den 16ten August den Marsch nach den Winterquartieren an, nachdem er vorher Oczakow wieder in einen haltbaren Stand gesetzt, und mit Lebensmitteln versehen hatte. Er setzte den 4ten October über den Dnieper, und ließ die Truppen theils in der Ukraine, theils in der Gegend von Azow und St. Anna in die Winterquartiere gehen. Er selbst kehrte nach

Petersburg zurück, während eine Türkische Armee den 16ten Octbr. vor Oczakow anlangte, und diese Festung belagerte; aber durch tapfere Gegenwehr mußten die Belagerer den 29sten mit vielen Verlust die Belagerung aufheben.

Im Jahr 1738 ging der Graf mit gleichem Glücke wider die Türken zu Felde. So wenig der General Lascy mit seiner Armee in der Crimm ausrichtete, eben so wenig konnte Münnich den Türken abgewinnen. Er brach mit der Armee frühzeitig aus den Winterquartieren auf, um ohne Hindernisse die Flüsse zu passiren, den Feind aufzusuchen, und ihn zu einer Hauptschlacht zu nöthigen. Allein das Vorhaben war umsonst, indem die Türken dies Jahr eher als die Russen im Felde erschienen. Sie machten ihnen die Passage über die Flüsse an allen Orten sehr schwer, und es setzte allenthalben blutige Affairen. Die Türken hielten nirgends Stand, sondern suchten nur die Russen durch beständige Anfälle, Wegtreibung des Viehes, und Verheerung der Gegend wohin sie ihren Marsch nahmen, zu hindern. Den 6ten August langten die Russen am Dniester an. Allein der Feind hatte das jenseitige Ufer durch

ungeheure Redouten so verwahrt, daß die Russen nirgends eine Ueberfahrt bewerkstelligen konnten, wobei sie durch feindliche Anfälle unaufhörlich beunruhiget wurden. Sie gingen längs dem Flusse hinauf, welches die Türken gleichfalls thaten, und ihnen überall hinderlich waren. Endlich mußten sie sich wegen Mangel der Fourage gegen Choczim und ins Pohlnische Gebiete ziehn. Der Graf von Münnich fand sogar für nöthig, zu Anfang des Septembers wieder über den Bog zurück zu gehen, und sich nach Kiow zu wenden, wo er mit der Armee den 10ten Octbr. anlangte, nachdem er von den nachsetzenden Tartarn immer beunruhiget wurde, und hiermit hatte der Feldzug abermals ein Ende.

Der Verlust der Armee belief sich in diesem Feldzuge über 20000 Mann. Der General Löwenthal erhielt bei der gefährlichen Retirade aus dem Türkischen Gebiete den Ruhm, daß er die Artillerie glücklich erhalten und fortgebracht hätte.

Im Jahr 1739 wurden abermals zwei Armeen gegen die Türken und Tartarn ins Feld gestellt, davon die erste der Graf von Münnich

und die zweite der General von Lascy komman-dirte. Noch einmal sollte letzterer sein Heil in der Crimm versuchen, aber er richtete auch dies-mal wenig aus. Graf von Münnich suchte besonders Ehre gegen die Türken einzulegen, wenn er sie in ihrem eignen Lande heimsuchte. Er brach im Juny mit einer Armee von 80000 Mann in der Gegend von Kiow auf, ging über den Bog, marschirte in fünf Colonnen durchs Pohlnische Gebiet, passirte zu Grodek den Dniester, und langte in der Moldau an, wurde aber beständig von den Tartarn beunruhiget, welche die Gegend verwüsteten, und sogar das Gras abbrannten. Man rückte gegen Choczim, und hatte nichts als Defileen, Büsche und Ber-ge zu passiren, wobei man stets die Waffen in den Händen führen mußte. Man näherte sich der Türkischen Armee, die zur Bedeckung der Festung Choczim bei dem Dorfe Storutschante stand. Sie war 90000 Mann stark, und be-fand sich in einem wohlverschanzten Lager. Schon lange hatte der Graf Münnich der Ge-legenheit einer entscheidenden Schlacht entge-gengesehen, und er faßte sogleich den Entschluß, das Lager zu stürmen. Den 17. August wurde

dieser Sturm mit der größten Anstrengung, welche zuletzt in Wuth ausartete, unternommen; Münnich wollte hier siegen, und war allenthalben, wo er seine Gegenwart nöthig glaubte. Hart war der Widerstand der Türken, aber endlich siegte die Tapferkeit der Russen; die Türken flohen, und die siegenden Russen erbeuteten das ganze Lager. Den folgenden Tag brach man nach Choczim auf, welches gleich nach der Ankunft aufgefordert und auch schon den 19ten auf Diskretion erobert wurde.

Nachdem der Graf von Münnich die Festung mit einer guten Besatzung versehen hatte, trat er den 20sten August den Marsch nach den Pruth an, welchen Fluß er auch den 28sten mit der Armee glücklich passirte, und gerade auf Jassy, der Hauptstadt in der Moldau, losging, aus welcher der Hospodar und Fürst bereits die Flucht genommen hatte. Die Deputirten der Stände des Fürstenthums kamen ihm entgegen, und unterwarfen sich der Gnade der Russischen Kaiserin. Den 3ten Septbr. langte der Graf mit 300 Grenadieren zu Pferde und eben soviel Husaren und Cosaken in der Stadt an, die schon zwei Tage vorher eingenommen worden

war. Vor den Thoren streckte die Mannschaft des Hospodars das Gewehr, und legte die Fahnen zur Erde; der Metropolite aber empfing ihn in bischöflicher Kleidung mit einer Rede, worin er die Russischen Waffen rühmte, und im Namen aller Stände und Unterthanen um Schutz und Gnade bat. Der Einzug in die Stadt geschahe mit klingendem Spiel und unter Abfeurung der Kanonen, auch unter großem Zulaufe des Volks. Der Graf trat in dem Pallaste des Hospodars ab, wo er den folgenden Tag von den Landständen durch Unterzeichnung einer schriftlichen Unterwerfungsakte gleichsam die Huldigung empfing.

Den 9. Sept. brach er mit der Armee, nachdem er Jassy stark besetzt hatte, wieder nach dem Pruth auf, und richtete seinen Marsch gegen die Festung Bender. Allein auf einmal wurde seinen siegreichen Waffen ein Ziel gesetzt, da bei ihm der Befehl eintraf, wegen des den 18. Sept. in dem türkischen Lager vor Belgrad unterzeichneten Präliminairtraktats, mit den fernern Kriegsprogessen inne zu halten, indem die Kaiserin den Frieden beigetreten, welchen Kaiser Karl der Sechste den 12. Sept. zu Belgrad mit den Türken geschlossen hatte. Denn

die Kaiserin Anna hatte, ohne daß es der Graf von Ostermann zu hindern vermochte, dem Französischen Abgesandten zu Konstantinopel, Marquis von Villeneuve, Vollmacht gegeben, in ihrem Namen nach Gutfinden an der Friedensvermittlung Theil zu nehmen. Solchemnach mußte der Graf von Münnich mit seiner Armee aus der Moldau wieder abmarschieren. Choczim aber blieb bis zu Anfang des künftigen Jahres von den Russen besetzt, da es allererst den Türken wieder eingeräumt wurde.

Im Februar 1740 kam der Graf mit Lorbern gekrönt nach Petersburg zurück, und wurde von der Kaiserin mit großen Gnadenbezeugungen empfangen. Er wurde nicht nur zum Obristlieutnant der Preobrasinskischen Leibgarde ernannt, sondern auch mit einem, reich mit Diamanten besetzten goldenen Degen von 10000 Rubeln am Werthe, imgleichen mit einem Präsente von 12000 Dukaten beschenkt, auch sein bisheriger Gehalt um 5000 Rubel jährlich erhöhet. Jedoch diese Kaiserin, seine große Wohlthäterin, starb noch in demselben Jahre. Ihre letzten Worte, die sie zu ihm gesprochen, waren: Adieu Feldmarschall. Vor ihrem

Tode wurden viele Berathschlagungen über die Regierungsfolge und Verwaltung des Reichs angestellt, an welchen der Graf von Münnich großen Theil hatte. Ob nun wohl der Herzog von Kurland es vornemlich dahin brachte, daß der zarte Prinz Ivan durch ein Testament, welches die Kaiserin in ihrer tödtlichen Krankheit unterschrieben, zu ihrem Nachfolger, und er, während dessen Minderjährigkeit, mit Uebergehung der leiblichen Mutter des Prinzen, zum Regenten des Reichs ernannt wurde; so war doch der Graf von Münnich mehr geneigt, diese Thronfolge zu befördern, als etwas beyzutragen, daß die Prinzessin Elisabeth zur Regierung gelangt wäre, welcher er gar nicht gewogen war. Die Kaiserin starb den 28ten Octbr. 1740 Abends, und schon am andern Morgen frühe wurde der junge Prinz Ivan als Kaiser, der Herzog von Kurland aber als Regent ausgerufen, nachdem der letztere in die Hände des Grafen von Münnich den Eid der Treue abgelegt hatte. Man war indessen mit diesen neuen Regenten höchst unzufrieden. Sein Hochmuth womit er allen Großen des Hofes begegnete, war ein Vorbothe seines baldigen Falles. Die

Prinzeßin Anna, des jungen Kaisers Mutter konnte ihr Mißvergnügen über ihn so wenig bergen, daß jedermann überzeugt wurde, sie suche alle mögliche Gelegenheit diesen stolzen Liebling des blinden Glücks zu stürzen. Und da die Grafen von Münnich und Ostermann selbst mit dem Herzoge von Kurland nicht zufrieden waren, so fiel es dieser mißvergnügten Prinzeßin nicht schwer, sie unter der Hand auf ihre Seite zu ziehen. Sie verwies es ihnen anfangs, daß sie dem Herzoge zu Erlangung der Regentschaft behüflich gewesen waren. Da sie sich aber entschuldigten, wie er sie zu der Zeit, da die Kaiserin ihren letzten Willen von sich gegeben, von ihrer Person entfernt habe, und zugleich versicherten, wie sie geneigt wären, für Ihre Hoheit und Dero Gemahl alles zu unternehmen, machte sie dieselben zu ihren Vertrauten, und überlegte mit ihnen, wie der Herzog gestürzt werden könne. Sie wußten hierauf ihre Sachen so einzurichten, daß sowol der Senat als die Generalität des Regenten überdrüßig wurden.

Jemehr sich indeß die Gefahr wider ihn vergrößerte, je eifriger suchte er sich in seinem hohen

Posten fest zu setzen. Er trachtete zu dem Ende nicht nur den jungen Kaiser aus den Händen seiner Eltern zu bringen, unter dem Vorwande, daß dessen Leben und Gesundheit in Gefahr sey, sondern er faßte auch den Anschlag, dieselben anderwärts hinzuschaffen, weil er ihre Gegenwart bei seinem Vorhaben fürchtete. Sobald die Grafen von Ostermann und Münnich durch ihre Kundschafter, die sie bei der Person des Regenten hatten, davon Nachricht bekamen, wurden in der Nacht vom 7ten auf den 8ten Novbr. bei der Prinzessin Anna geheime Conferenzen gehalten, worin man des Herzogs Fall verabredete; den 8ten wurde der Anschlag, ihn gefangen zu nehmen, vollkommen entworfen, und der Graf von Münnich nahm es selbst auf sich, ihn auszuführen. Diesem zufolge wurden den 9ten Novbr. früh um 3 Uhr in aller Stille die Wachen verdoppelt, und alle Posten verstärkt. Um vier Uhr begab er sich in Begleitung seines Generaladjutanten von Manstein mit 80 Mann von der Schloßwache nach dem Kaiserlichen Sommerpallaste, welchen der Herzog als Regent bewohnte. Nachdem Manstein den Offiziers der Wache den Willen der Prinzessin hin-

terbracht, und diese sich erkläret hatten, ihren Befehlen nachzukommen, wurde ihm die Hauptsache aufgetragen; da indessen der Graf von Münnich mit der obgedachten Mannschaft am Eingange des Pallasts halt machte. Der Herr von Manstein nahm sodann einen Offizier mit zwanzig Mann zu sich, und hatte Ordre, sich des Herzogs in seinem Schlafgemach zu bemächtigen, und ihn beim geringsten Widerstand nieder zu stoßen. Er nahm seinen Weg durch den Garten, und lies sein Gefolge zur Vermeidung alles Lermens von weitem nachfolgen. Alle Schildwachen ließen ihn passiren, weil er einem jeden bekannt war, und sie in den Gedanken standen, er werde in wichtigen Angelegenheiten zum Regenten geschickt. Er kam glücklich in des Herzogs Schlafgemach, und traf ihn sowol als seine Gemalin in tiefen Schlaf an. Als sie erwachten, fingen sie heftig an zu schreien. Der Herzog sprang aus dem Bette, und wollte sich durchaus nicht gefangen geben, wurde aber durch die herbeigekommene Mannschaft überwältigt, und fast nackend vor die Wachstube getragen, wo man einen Soldatenmantel um ihn warf, und in einen Wagen

nach dem Kaiserlichen Winterpallast führte. Dieses Schicksal betraf auch die Herzogin und die ganze Familie, wie auch allen seinen Anhängern, Sekretairs und Hausbedienten, welche theils nach Schlüsselburg, theils nach Jvanogrod gebracht wurden. Im Namen des jungen Kaisers aber kam ein Manifest heraus, worin die Ursache dieses Verfahrens angezeigt, und die Mutter des Kaisers unter dem Titel einer Großfürstin zur Regentin des Reichs erklärt wurde.

Kaum hatte nun diese die Regierung übernommen, als sie den Grafen von Münnich zu ihrem Premierminister und Chef von allen Collegiis ernannte; wobei sie in Gegenwart des ganzen Hofes sprach: dieser ist es, der mich und das Reich beschützet; er ist es, der mich von den Birons und ihren bösen Anschlägen befreiet hat! Sie ließ zugleich eine Verordnung ergehen, daß er unmittelbar nach ihrem Gemahl, dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, allen Ministern und Generalen, so wie seine Gemalin allen Damen des Hofes vorgehen sollte. Sie beschenkte ihn auch mit hunderttausend Rubeln und einem kostbaren silbernen Servis, und

verehrte ihn noch überdies siebenzigtausend Rubel zur Ausbauung seines Hauses. Als er einst an einer heftigen Kolik krank lag, besuchte sie ihn nebst ihrem Gemahl zu mehrerenmalen in eigner Person, und bezeigte viele Theilnahme an seiner Krankheit. Sie schenkte ihm auch die freie Herrschaft Wartenberg in Schlesien, die dem Herzoge von Kurland gehörte; der König August der Dritte von Pohlen und Churfürst zu Sachsen aber, erhub ihn den 4ten Februar 1741 als damaliger Reichsvikarius mit allen seinen ehelichen Descendenten in des heil. römischen Reichs-Grafenstand.

Es wurde ihm auch um diese Zeit von einigen Höfen der Antrag gemacht, Herzog von Kurland zu werden, welches aber deswegen nicht zu bewerkstelligen war, weil der gefangene Herzog von der Krone Pohlen damit belehnt worden, und keiner begangenen Felonie beschuldigt werden konnte. Inmittelst wurde demselben zu Schlüsselburg der Prozeß gemacht. Es ward eine geheime Commission dazu verordnet, bei welcher der Graf von Münnich nebst dem Grafen von Ostermann die Direktion führten. Der Prozeß ging bald zu Ende; den 13ten Ja-

nuar 1741 wurde er des Verbrechens der beleidigten Majestät und Unterschlagung der Kaiserlichen Gelder schuldig erklärt, und ihm deshalb das Leben abgesprochen, welches aber die Großfürstin dergestalt milderte, daß er mit Confiscirung alles seines Vermögens und Entsetzung aller seiner Würden, nebst seiner ganzen Familie zur immerwährenden Gefangenschaft nach Siberien abgeführt werden sollte.

So groß indessen das Ansehen des Grafen anfangs bei der Großfürstin war, so wenig war er im Stande es lange zu behaupten; denn auf dieser höchsten Stufe des Glücks wurde er zu stolz, um auch selbst der Großfürstin nicht verhaßt zu werden. Er schien unumschränkt regieren zu wollen, und schon im März 1741 wurde er bewogen, sowohl den hohen Posten eines Premierministers wie auch alle übrigen Chargen nieder zu legen. Folgendes gab die Veranlassung dazu: Gleich nach dem Falle des Herzogs von Kurland wurde auf seinen Antrieb die Defensivallianz zwischen Rußland und Preußen nicht nur erneuert, sondern auch dahin verändert, daß anstatt der 6000 Mann, die ein Theil dem andern zur Hülfe zu senden verspro-

chen hatte, 12000 Mann bestimmt wurden. Da aber nicht lange darauf die Großfürstin zum Beitritt des zwischen dem Wienerischen und Sächsischen Hofe wider Preußen getroffenen Bündnisses eingeladen wurde, und sie wider seine Vorstellung diesem Bündnisse beitrat, auch ohne Vorwissen des Grafen einige Regimenter wider den König von Preußen marschieren ließ, war er darüber so aufgebracht, daß er der Großfürstin sagte: er habe die Ehre Premierminister zu seyn, daher dünke ihm, daß man seinen Rathschlägen folgen sollte; widrigenfalls bäte er, ihm zu erlauben, daß er seine Bedienung niederlegen dürfe. Der Großfürstin, die darüber aufgebracht wurde, und die ohnehin bei mehreren Gelegenheiten seinen Starrsinn gefühlt hatte, kam dies Anerbieten erwünscht; und um sich seiner gänzlich zu entledigen, antwortete sie ihm gleich im Namen des Kaisers: daß sein Begehren erfüllt, und er in Gnaden seiner Dienste entlassen werden sollte. Er ging gleich darauf auf sein Gut Gostilitz, und faßte den Entschluß, gänzlich aus dem Reiche zu gehen. Indessen hatte ihm die Großfürstin eine jähr-

liche Pension von funfzehntausend Rubeln beigelegt, auch ihm eine Wache von der Preobrasinskischen Garde, welche er bisher kommandirt hatte, vor seinem Pallaste zu Petersburg zugestanden; auch hatte er die Ehre, daß die Großfürstin mit ihrem Gemahl und ganzen Hofstaat einem prächtigen Balle, den er in seinem Pallaste gab, beywohnte, und aus dergleichen Ursachen verschob sich seine Abreise so lange, bis er selbst mit der Großfürstin ins größte Unglück gerieth. Dieß geschahe in der Nacht zwischen den 5ten und 6ten December 1741, da die Prinzessin Elisabeth den jungen Kaiser vom Throne stieß, und das ganze kaiserliche Haus, sammt den vornehmsten Ministern gefangen nahm.

Dieses Unglück betraf nun auch den Grafen von Münnich und seiner ganzen Familie, ob er gleich nicht mehr in Diensten stand. Er wurde in eben derselben Nacht in Arrest genommen und auf die Festung gebracht. In dem deshalb publicirten Manifeste wurde er für einen der vornehmsten Beförderer der ungerechten Thronbesteigung der Prinzen Ivan, und der gemachten neuen Successions-Ordnung ausgegeben. Sein und der Mitschuldigen Prozeß ward so

beschleunigt, daß ihrer sechse, nemlich die Grafen von Münnich, Ostermann, Golowkin, und Löwenwolde, der Baron von Mengden und der Etatsrath Temiriazew den 7ten Februar 1742 öffentlich ihr Todesurtheil empfingen, nachdem Tags vorher in der ganzen Stadt die auf den folgenden Tag veranstaltete Hinrichtung der Staatsgefangenen bekannt gemacht worden war. Man hatte auf dem Senats-Platze ein Blutgerüste errichtet, und um solches durch ein Infanterie-Regiment einen Kreis geschlossen. Um 10 Uhr führte man diese Unglücklichen aus dem Senat-Pallaste, wohin man sie zuvor aus der Zitadelle gebracht hatte, in den Kreis. Der erste war der bisherige Großadmiral und Vice-Canzler Graf von Ostermann, welcher auf das Schavot getragen wurde, wo ihm nach Vorlesung seiner Verbrechen das Urtheil, lebendig gerädert zu werden, gesprochen, jedoch daß solches aus besondern Gnaden in Enthauptung verwandelt werden sollte, angekündigt wurde. Man übergab ihn hierauf dem Scharfrichter, der auch bereits das Beil zu Vollführung des Streichs aufgehoben hatte, als ihm noch Gnade zuerkannt und seine Todesstrafe in lebens-

längliche Verbannung nach Siberien, verwandelt wurde.

Der folgende war der Graf von Münnich, der geviertheilt werden sollte, da den übrigen vieren nur die Enthauptung zugesprochen worden war. Er erschien in einem grauen Rocke und rothen Mantel, schien sehr beherzt zu seyn, grüßte die Offiziers und Soldaten, und schenkte dem Unteroffizier welcher die Wache bei ihm gehabt hatte einen Beutel mit Ducaten. Er wurde indeß nicht aufs Schavot gebracht, sondern es wurde ihm und den übrigen vieren am Fuße desselben ihr Todesurtheil vorgelesen, dabey aber die kaiserliche Gnade angezeigt, daß ihnen das Leben geschenkt, und die Strafe in eine ewige Verbannung nach Siberien, nebst Confiscation aller ihrer Güter und übrigen Vermögens verwandelt werden solle. Münnich bekam die Siberische Stadt Pelim zu seinem Exil, wo bisher der Herzog von Curland mit seiner Familie gesessen, der nun zurückberufen, und ihm Jaroslau zu seinem Aufenthalt angewiesen wurde. In dem Manifest, das die Kaiserin wegen dieser sechs Staatsgefangenen herausgeben ließ, hieß es von dem Grafen von Münnich also:

„Er hat das Testament unserer Frau Mut„ter, der Kaiserin Catharine Alexiewna, das er „doch selbst beschworen, bey den vorgefallenen „Veränderungen weder gehalten noch unterstützt, „sondern nach Ableben der Kaiserin Anna Iwa„nowna, um die Verwaltung des Reichs in „fremde Hände zu spielen, besondere Mühwal„tungen angewandt, und das mehrste dazu bei„getragen, daß der gewesene Herzog von Cur„land die Regentschaft angetreten, indem er „ihn am ersten dazu angerathen. Als nun die„ser, dem Reichs-Interesse entgegen, durch „Münnichs betrügliche Streiche die Regentschaft „bekommen; so hat ihn auch Münnich aus ei„genen Absichten, für sich allein wieder gestürzt. „Denn da er sich des Regenten bemächtigen „wollte, und die besondere Neigung der Leib„garde gegen Uns wohl wußte, bediente er sich, „um sie eher zu gewinnen der List, daß er vor„gab: Wir und Unser Vetter würden von dem „Regenten gedrängt und man müßte ihn des„wegen gefangen nehmen; hernach könnten sie „zum Herrn nehmen welchen sie wollten, es „möchte nun der Prinz Ivan, oder Se. Königl. „Hoheit von Holstein seyn. Bey solchem Ver-

„fahren hat er die damals in seinen Händen ge„habte Gewalt nicht nur nicht angewendet, um „Uns bey Unserm Rechte zu schützen sondern auch „bey den erfolgten Veränderungen das gottlose „Vorhaben, davon ihm der Baron von Meng„den gesagt, nicht zu hintertreiben getrachtet, „auch noch überdieß Uns auf verschiedene Weise „beleidiget, wie er dann nicht allein zu geheimen „Ausforschungen an Unserer eigenen Person „und Hofe auf eine seinem Amte ganz unanstän„dige Weise sich selbst gebrauchen lassen, sondern „auch einen besondern Unteroffizier in Unserm „Palais unter dem Vorwande gesetzt, als ob er „zur Aufsicht über das Bauwesen hergegeben „wäre, daher er ihm Pferde und Fahrzeug ge„halten, um Uns überall nachzufolgen, und ihm „von allen Unsern Gängen und Tritten Rapport „zu erstatten. Bey der Armee hat der Graf „von Münnich das Volk zu erhalten und zu „schonen nicht die geringste Sorge getragen, „den Kriegsgesetzen zuwider vielmals aus eige„ner Ehrbegierde verfahren, ohne das geringste „mit der Generalität zu überlegen, daher die Ar„mee öfters einen ansehnlichen Verlust am „Volke gelitten; gegen die Russischen Offiziers

„ist er mit ungebührlicher Strenge verfahren, „und hat viele Staabsoffiziers mit gemeiner „Soldatenstrafe belegt; wie er denn in der er„sten Perecopischen Campagne viele aus alten „adlichen Geschlechtern herstammende Russische „Obersten zum äußersten Schimpf Musketen „tragen, einige sogar in Eisen und Banden „schlagen, und in solchem Aufzuge vor der gan„zen Armee zur Schau herumführen lassen. „Seine Freunde und Anhänger hat er ohne „Verdienst erhoben, vor sich selbst aber bis zur „Erschöpfung der Reichskasse große Summen zu „verschiedenen malen ausgewirkt, von welchen „Unbilligkeiten allen er überzeugt worden ist, „und sein eigenes Geständniß darüber von sich „gegeben hat, wie solches die Untersuchungs„Akten ausweisen."

Wenige Tage hernach, da diese sechs Staatsgefangenen ihr Urtheil bekommen hatten, wurden sie nach den Oertern ihrer Bestimmung abgeführt. Es wurde ihren Gemahlinnen frey gestellt, ob sie ihren Männern folgen wollten; die denn insgesammt das letztere erwählten. Jeder von den Verbannten bekam täglich einen Rubel und für seine Frau eben so viel, für je-

den Bedienten aber sechs Copeken. Der Graf von Münnich nahm seinen Capellan mit, der von der Kaiserin Erlaubniß bekam, nach Willkühr wieder zurück zu kehren. Als er nebst dem Grafen von Löwenwolde und den Baron von Mengden nach Casan kam, traf er daselbst den aus seinem Exil zurückkommenden Herzog von Kurland an, über dessen Anblick er sich sehr entsetzte. Sie redeten nicht mit einander, sondern grüßten sich nur.

In seinem Exilio war ihm anfangs das müßige Leben unerträglich, zumal da er an Geschäftigkeit gewohnt war und selbige liebte; er lernte indessen nach und nach sich in sein Schicksal dergestalt finden, daß er ganz ruhig und gelassen wurde. Er fing an zu arbeiten, und sich auf mancherlei Weise zu beschäftigen. So z. B. verfertigte er viele zur Kriegswissenschaft gehörige Zeichnungen und Risse; setzte über die meisten Sätze der christlichen Religion seine Gedanken auf; verfertigte Gebete, und bearbeitete des Sommers einen kleinen Garten selbst. Ueber zwanzig Jahre dauerte sein Aufenthalt zu Pelim, und es ist zu bedauern, daß er kurz vor der Erlösung aus seinem Exil sich genöthigt sahe, um des Fre-

vels eines Soldaten willen, alle seine Zeichnungen und Risse zu verbrennen.

Sobald er zu Pelim die Nachricht empfing daß die Kaiserin den 5ten Januar 1762 gestorben sey, und ihr Vetter Peter der Dritte den Thron bestiegen hätte, schöpfte er gute Hoffnung, welche auch nicht fehl schlug. Denn es langte den 11ten Febr. von dem dirigirenden Senate ein abgefertigter Courier an, der von dem Kaiser den Befehl zu seiner Befreiung überbrachte. Die dadurch verursachte Freude war unbeschreiblich, und er dankte mit seiner Gemalin knieend dem Höchsten für diese Gnade. Den 19ten reiseten sie von Pelim ab, und ohnerachtet die Schlitten und Wege schlecht waren, so beschleunigten sie ihre Reise doch so, daß sie schon den 16ten März zu Moskau und den 24ten zu Petersburg anlangten.

Bald nach seiner Ankunft schickte der Kaiser einen Generaladjutanten zu ihm, und ließ ihn seiner Gnade versichern, auch anzeigen, daß er ihm einige Tage zur Ruhe wegen seiner verrichteten beschwerlichen Reise verstatten wollte, ehe er ihn spräche. Den 30sten März überschickte er ihn einen schönen Degen, und erklärte

ihn

von neuem zum General-Feldmarschall mit der Anciennität, welche er von 1732 an gehabt hatte. Den 31sten gab er ihm zum erstenmale Audienz, wobey Peter ihm selbst den St. Andreasorden wieder umhing, der ihm bei seinem Fall abgenommen worden war. Er fragte ihn aufs gnädigste: ob sein Gesundheitszustand bei seinem hohen Alter es verstatte, ihm noch Dienste zu leisten, worauf er ihn dessen versicherte. Er empfing alsdann nicht nur die ehemals bekleidete Würde eines Geheimenraths wieder, sondern wurde auch ein Mitglied des neuerrichteten Cabinets- und sogenannten Conferenz-Ministerii.

Der König von Pohlen überschickte ihm von neuem den Orden des weißen Adlers, und von mehreren großen Höfen erhielt er Glückwünschungsschreiben. Als ihn der Prinz Georg von Holstein zum erstenmal sahe, wurde er über sein ehrwürdiges Ansehen so gerührt, daß er ihm in den gnädigsten Ausdrücken seine ihm aufgetragene Stelle eines Generalissimi aller Russischen Truppen, die der Graf ehemals bekleidet, wieder abtreten wollte, welches er aber ausschlug.

Peter der Dritte wollte nun, da er mit Preußen Frieden geschlossen hatte, eine Reise nach Deutschland, besonders ins Holsteinische thun, wohin ihn der Graf von Münnich begleiten sollte. Da indessen der Namenstag des Prinzen Georg von Holstein einfiel, welcher zu Oranienbaum in Gegenwart des ganzen Hofes gefeiert wurde, und der Kaiser nicht umhin konnte, in Beisein vieler Großen des Hofes seiner Gemahlin, mit der er schon lange in keinem guten Vernehmen stand, ein Compliment sagen zu lassen worüber sie nicht gleichgültig seyn konnte, so gab dies die frühere Veranlassung zu seinem Unglück, und der Entschluß der schon vorher gegen ihn gefaßt war, wurde nun beschleunigt. Mehrere Große hatten sich mit der Kaiserin verbunden *) Petern vom Throne zu stoßen; sie ließ ihn den 9ten July durch den Generalmajor Ismallow gefangen nehmen und nach Peterhof führen, von da man ihn nach Ropsch brachte wo er in wenig Tagen seinen Geist aufgab.

Der Graf von Münnich befand sich aber-

*) Siehe das Leben des Fürsten Orlow im 2ten Bande pag. 91 u. fgg.

mals bey dieser Revolution in sehr mißlichen Umständen; er hätte sich gar leicht wieder den Weg nach Siberien bahnen können. Allein da er an dem Vorhaben des Kaisers keinen Theil genommen, auch nicht wenig dazu beigetragen, daß er sich so geduldig seinem Schicksale unterworfen hatte, und sich gefangen nehmen ließ, so blieb er bei der neuen Kaiserin in Gnaden; er bekam nicht nur bei Reval ein Landgut, das auf dreißigtausend Rubel geschätzt wurde, sondern empfing auch den 21sten August die Generaldirection des Baltischen Seehafens, des Cronstadtschen und Ladogaischen Kanals, der Häfen von Narva und Reval und der Wolchowischen Wasserfälle, wobey es hieß, daß jedermann seine große Lebhaftigkeit, sein gutes Gedächtniß und seinen unermüdeten Fleiß bewundere, da er bereits das achtzigste Jahr erreicht hatte. Er übernahm auch wieder das Patronat bei der Evangelischen Peterskirche zu Petersburg, das er vormals schon bekleidet hatte, und erwies sich sehr sorgfältig und gutthätig, das Beste der Kirche und der Schule zu befördern. Die Kaiserin bestätigte ihn von neuem in seiner General-Feldmarschallswürde, und

vermittelte auch zwischen ihn und dem Herzoge von Curland einen Vergleich wegen der freien Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien, welcher den 28sten October 1763 zu Stande kam. Der Graf sagte sich vermöge dessen auf ewig von allen Ansprüchen auf dieselbe los, und empfing dagegen von dem Herzoge 67770 Thaler in vier Terminen.

Im Juny und Julius 1764 begleitete er die Kaiserin nebst mehreren hohen Personen sowohl nach Cronstadt, als Esth- and Liefland, wo sie die dasigen Häfen sehen, und sich mit dem Zustande dieser Landschaften genauer bekannt machen wollte.

Im Juny 1766 stellte die Kaiserin zu Petersburg ein prächtiges Caroussel an, wobey er zum Oberrichter ernannt wurde, um über die Preise zu urtheilen, die denen Cavaliers und Damen, so sich vor andern auszeichnen würden, mitgetheilt werden sollten. Nachdem die Rennbahn geschlossen war, hielt er an die Cavaliers und Damen eine Rede, deren Schluß folgendes enthält. „Wie mein graues Haar bezeuget, „kann ich mich nach geführten fünf und sech„zigjährigen Kriegsdiensten rühmen, daß ich

„ein sehr alter Soldat, und der älteste Feld„marschall in Europa bin. Indem ich die „Ehre gehabt, siegende Russen zum öftern an„zuführen, sehe ich es als eine Belohnung „und besondere Ehre an, daß ich heute nicht nur „ein Zeuge sondern auch der oberste Richter der „edlen Geschicklichkeit von Ihnen seyn soll.“

Als die Kaiserin den 7ten Februar 1767 mit dem ganzen Hofe nach Moscau reisete, mußte der Graf Münnich schon schwächlichkeitshalber zurückbleiben, und sein Wunsch, die Rückkunft der Kaiserin noch zu erleben, blieb unerfüllt, indem er den 27sten October im vier- und achtzigsten Jahre sein in allem Betracht merkwürdiges Leben mit Ruhm und Ehre endigte.

Er hatte ein ernsthaftes aber würdiges Ansehen, seine vorzüglich starke Stimme machte ihn oft den Soldaten fürchterlich, zumal er sehr auf strenge Disciplin hielt, und seine Befehle aufs schnellste vollzogen haben wollte. Sein hitziges Temperament verleitete ihn oft zum Zorn, und eine empfangene Beleidigung vergab er selten. Er liebte die Wissenschaft sehr, konnte aber auch mit demjenigen heftig zürnen

der nichts gelernt hatte. Er war von vieler Einbildung, und litte durchaus keinen Widerspruch, war aber auch arbeitsam bis zur Bewunderung. Er war ein eifriger Protestant und hatte viel Religion; sie war ihm, wie er selbst äusserte, die treuste Begleiterin in seinen Widerwärtigkeiten.

XIX.

Lord Clive.

Robert, Lord Clive, Ritter des Bathordens und Königlich Großbrittanischer Generalmajor, schwang sich aus dem niedrigen Stande bis zu den höchsten Würden empor; er ist in mehrerer Hinsicht ein so merkwürdiger Mann, daß eine Schilderung seines Lebens für meine Leser nicht uninteressant seyn kann.

Robert Clive war 1726 zu Styche in der Grafschaft Salop geboren, wo sein Vater sich als Wundarzt nährte. Schon in seiner frühen Jugend hatte er große Lust zum Soldatenstande, und in der Schule zu Hamstead, wo ihn sein Vater zur Erlernung der Wissenschaften hingeschickt hatte, suchte er sich auch schon Vorkenntnisse der Kriegswissenschaften zu verschaffen. Er verließ die Schule 1741 und gieng

als Schreiber in die Dienste der Ostindischen Handlungsgesellschaft, welche ihn nach Madras schickte. Er verließ aber, seiner Neigung zufolge bald das Comtoir, um im Kriege sein Glück zu machen, und fand als ein junger Kaufmann Gelegenheit, die Feder mit dem Degen zu vertauschen.

Bey der Belagerung von Pondichery welche der Admiral Boskaven im Jahr 1748 unternahm, hatte er die erste Gelegenheit sich als Fähnrich unter den Völkern der Ostindischen Handlungsgesellschaft hervorzuthun; er behauptete bei einem Ausfall den zweiten Laufgraben mit vorzüglicher Tapferkeit, nachdem der daselbst kommandirende Hauptmann tödlich verwundet war, und die Franzosen wurden mit ziemlichen Verlust zurückgeschlagen. Bey der Einnahme von Devicotta welches unter dem Oberstwachtmeister Lawrence dem Könige von Tanschaur 1749 mit stürmender Hand weggenommen wurde, zeigte er sich gleichfalls brav, und dieser Mann war Clives Lehrmeister in der Kriegskunst.

Das Zeugniß was er demselben giebt ist sehr vortheilhaft. Er sagt: „Clive ist ein ge-

„setzter unerschrockener Mann, dessen Muth und
„Gegenwart des Geistes bey den größten Ge-
„fahren ihn nicht verlassen. Zum Soldaten
„geboren, hat er keine militairische Erziehung
„gehabt; er ist auch wenig mit Männern um-
„gegangen, die ihn von ihren kriegerischen Ein-
„sichten etwas mittheilen konnten; seine gute
„Beurtheilungskraft und sein vorzüglicher Ver-
„stand haben ihn also allein zu einem braven
„Soldaten und erfahrnen Officier gebildet,
„der seine Untergebenen mit solcher Klugheit
„anführt, daß er sich jederzeit einen guten Aus-
„gang versprechen kann. Die von ihm bisher
„glücklich ausgeführten Unternehmungen haben
„dasjenige hinlänglich bestätigt, was ich zu
„der Zeit vielen Leuten von ihm voraus sagte,
„als das sich so frühzeitig zeigende Genie des-
„selben, sowohl vor als bei der Belagerung von
„Devicotta meine ganze Aufmerksamkeit rege
„machte, in welcher letztern er durch eine seine
„Jahre weit übersteigende Herzhaftigkeit und
„Klugheit sich hervor that."

1750 diente er als Commissair von der Ar-
mee in dem sehr rühmlichen Feldzuge, den die
Engländer zur Unterstützung des rechtmäßigen

Nabob von Arcot, Mahomet Ali Chan gegen den Chnuda Saib unternahmen, der sich zum Nabob von Arcot aufgeworfen hatte, und von Frankreich unterstützt wurde. Das Heer Mahomets Ali Chan bestand aus 100,000 Mann, welches 1300 Elephanten und 800 Stück Geschütz bey sich hatte. Die am 24sten März vorgefallene Schlacht fiel für denselben glücklich aus; die Franzosen mußten sich mit Verlust von eilf Stücken nach Pondichery zurückziehen, und Lord Clive erwarb sich schon in diesem Feldzuge ein ansehnliches Vermögen.

1751 befand er sich in dem Treffen bey Golconda, wo Mahomet Ali Chan von seinem Gegner eine starke Niederlage erlitt, indem das englische Bataillon in Unordnung gerieth, und aller angewandten Mühe des Hauptmanns Dalton und Lieutenants Clive nicht wieder vorwärts zu bringen war. Letzterer ward bald darauf mit einiger Mannschaft und Vorrath nach der kleinen Festung Verdachellum gesandt, welche von einem Polypar *) belagert war. Er kam glücklich in diese Stadt, schlug die Belagerer, ward aber auf der Rückreise nach St. Davids,

*) Edelmann.

da er nur 12 Sepoys und einige Bediente bey sich hatte, von des Polypar Leuten umringet, die sieben seiner Sepoys tödteten, und ihn selbst aufgehoben haben würden, wenn er sich nicht durch die Geschwindigkeit seines Rosses hätte retten können. Bald darauf wurde er mit 100 Europäern und 50 Sepoys als Hauptmann nach Tirutschinapalli gesendet, wo die Franzosen den Mahomet Ali Chan so gut als eingeschlossen hielten, schlug den Feind, welcher ihn abzuschneiden gedachte, und kam glücklich in die Festung. Da aber das feindliche Heer zu zahlreich war, so würde die Festung sich dennoch haben ergeben müssen, wenn nicht der Hauptmann Clive bey seiner Rückkunft nach St. Davids den Vorschlag gethan hätte, Arcot anzugreifen, und dadurch Tirutschinapalli zu befreien. Der Vorschlag fand Gehör, und Clive zog am 26sten August mit 210 Europäern und 500 Sepoys aus Madras; er hatte nicht mehr als drey Feldstücke und acht Officiers, davon sechse nie gedient hatten, bey sich. Den 31sten August verließ die 1100 Mann starke Besatzung das Schloß von Arcot, und am folgenden Tage zog der Hauptmann Clive im Angesicht von

100,000 Einwohnern in die Stadt und Festung, in welcher er acht Stück Geschütz fand. Er machte sich bald durch sein gutes Betragen bei den Einwohnern sehr beliebt, indem er nicht allein für 50000 Pfund Sterling Waaren, welche er in dem Schlosse gefunden und die den Kaufleuten des platten Landes gehörten, diesen unweigerlich verabfolgen ließ, sondern auch 4000 Einwohnern in ihren Häusern in der Festung ungestört zu bleiben erlaubte. Zweimal schlug er die fliehende Besatzung in hitzigen Scharmützeln, wurde aber doch durch den verstärkten Feind in Arcot eingeschlossen. Er that daher den 24sten Septbr. einen herzhaften Ausfall, und verjagte die Franzosen von ihren Geschütz. Hier legte ein Sepoy auf ihn an, und er hätte bei dieser Gelegenheit gewiß sein Leben eingebüßt, wenn der Lieutenant Trentwith, der dies bemerkte, ihn nicht in dem Augenblick wie jener losdrücken wollte auf die Seite zog, und dadurch selbst erschossen wurde. Unterdessen wurde die Belagerung, nachdem das schwere Geschütz von Pondichery angekommen war, lebhaft fortgesetzt, die Englische Verstärkung unter dem Lieutenant Innis eingeschlossen und

geschlagen, und an zwei Orten des Walles eine hinreichende Oeffnung zum Sturm geschossen. Man versuchte ein Thor mit Elephanten zu sprengen, deren Stirnen mit großen eisernen Platten versehen waren; allein Clive bewillkommnete sie dergestalt, daß sie sich umwandten und ihre eigenen Führer zertraten. An der nordwestlichen Breche thaten die Mohren den Angrif mit einer an Raserey gränzenden Kühnheit; man hatte sie durch den Genuß einer Pflanze Bany in eine gewisse Betäubung und unnatürliche Wuth gesetzt; demohngeachtet aber wurden sie doch durch das tapfere Betragen der Belagerten dreimal zurückgetrieben. Bey den Sturm an der südwestlichen Breche schoß Clive mit einer selbst gerichteten Kanone das Floß, auf welchen sie über den Graben zu kommen versuchten, dergestalt in Stücken, daß die darauf befindlichen 70 Mann im Wasser umkamen. Nun wurde die Belagerung mit einem Verlust von 400 Todten und Verwundeten aufgehoben, und der Hauptmann Clive der den Platz mit 80 Europäern und 112 Sepoys so rühmlich vertheidiget hatte, ging, nachdem er durch 600 Maratten und das Detachement un-

ter dem Hauptmann Killpatrick verstärkt worden war, selbst ins Feld, schlug die Franzosen und den Raja Saib am 3ten December in den Ebenen von Araxl nach einem fünfstündigen Gefechte, nahm ihnen die Kriegskasse, eroberte Conjeveram, wobey der Lieutenant Bultley an seiner Seite durch den Kopf geschossen wurde, und kehrte gegen Ende des Jahrs nach Madras und St. David zurück.

Im Februar 1752 rückte er mit 380 Europäern, 1300 Sepoys und 6 Feldstücken gegen den Raja Saib, der Conjeveram besetzt hatte, und 400 Europäer, 2000 Sepoys, 2500 Mann zu Pferde, nebst einem großen Zuge grobes Geschützes befehligte, bey Annäherung der Engländer aber sein befestigtes Lager verließ, und sich nach Arcot wendete. Clive folgte ihm mit forcirten Märschen, erreichte ihn den 1sten März bey Correpaule und schlug ihn mit Verlust von 50 Europäern, 300 Sepoys, 60 Gefangenen und 8 Stücken aus dem Felde. Die Feinde wurden zerstreuet, die französischen Hülfsvölker kehrten nach Pondichery zurück, die feindliche Reuterey ging aus einander, und Clive kam siegend nach St. Davids zurück, nachdem er

den Mahomet Aly Chan durch seine Tapferkeit und Einsicht ein 60 Meilen langes und 30 Meilen breites Land wieder unterworfen hatte, das jährlich 160,000 Pfund Sterling eintrug. Der Major Lawrence sagt selbst von diesem Feldzuge: es hätten einige die Vortheile desselben dem Glück zuschreiben wollen; allein Clive habe alle erwünschte Folgen von seiner Geschicklichkeit mit Grunde erwarten können, folglich sey alles durch seine Verdienste bewirkt worden.

Bald darauf übernahm der aus England zurückgekommene Oberstwachtmeister Lawrence die Anführung der ins Feld rückenden Völker. Der Hauptmann Clive begleitete ihn, und der Zug ward gegen Tirutschinapalli gerichtet, welches die Feinde noch immer vergeblich belagerten und es mit eben den Kugeln beschossen, die der Admiral Boskaven 1748 eben so vergeblich gegen Pondichery gebraucht hatte. Unterwegs wurden die Feinde, welche den Entsatz hindern wollten, geschlagen, und Lawrence kam den 28sten März glücklich zu Tirutschinapalli an, wo er des Nabob und dessen Bundsgenossen Völker, 1200 Europäer und Topassen nebst 1200 Sepoys, versammelte, und den Oberbe-

fehl über dieselbigen übernahm. Der Hauptmann Clive wurde abgesandt, einen Transport aufzuheben, der den Belagerern sollte zugeführet werden; allein der von Auteuil, welcher denselben befehligte, ging zurück, und Clive rückte in sein voriges Lager. Den 15ten Mai eroberte er Pitchanda, wo er die Besatzung zu Gefangenen machte, und den 27sten darauf griff er den französischen Befehlshaber von Auteuil bey Golconda an, und machte dessen aus 100 Europäern, 400 Sepoys und 300 Pferden bestehendes Detachement zu Gefangenen. Dieser Sieg, der zugleich dem Ueberwinder 10,000 Pfund Sterling Beute verschaffte, beraubte den Sanda Saib vollends aller Unterstützung; er ergab sich dem General des Nabob Monachje, und dieser ließ ihn am 3ten Junius enthaupten. Sein Kopf wurde an den Hals eines Kameels gebunden, und dieses auf Befehl des Nabob im Angesicht von mehr als 100 000 Zuschauern fünfmal um die Mauern von Tirutschinapalli herumgeführt. Man hat Cliven Schuld geben wollen, daß er diese Ermordung begünstiget habe, er hat sich aber deshalb hinlänglich gerechtfertigt.

Den

Den Schluß seiner damaligen kriegerischen Unternehmungen machte der Hauptmann Clive damit, daß er im September und October die beiden Festungen Chinglapal und Cobelong belagerte und eroberte. Der Nabob war nunmehro wieder im Besitz von Carnatic gesetzt, und der Hauptmann Clive ging zu Ende des Jahrs nach England, wo er im Oktober 1753 mit großen Reichthümern anlangte. Im April ward er von der ostindischen Handlungsgesellschaft zur Belohnung seiner Tapferkeit zum Gouverneur des Forts St. David in Ostindien ernannt, auch ihm am 29sten Mai 1754 ein künstlich gearbeiteter und mit Diamanten reich besetzter Degen zur Vergeltung seiner treuen Dienste zum Geschenk gemacht. 1755 ging er abermals, nachdem er den Rang eines Oberstlieutenants unter den königlichen Völkern erhalten hatte, nach Ostindien. Hier wohnte er dem Zuge gegen den berühmten Seeräuber Angria bey, der im Jahr 1756 mit dem besten Erfolg unternommen ward. Der Admiral Wathon befehligte die dazu bestimmte Kriegsschiffe, und der Oberstlieutenant Clive die Völker. Geria, diese für unüberwindlich geachtete Haupt-

stadt des Angria, wurde nach kurzer Belagerung am 16ten Februar erobert, und die auf 125000 Pfund Sterling sich belaufende Schätze des Feindes unter die Eroberer ausgetheilt. *) Kaum war diese Unternehmung geendiget, so mußten die Schiffe und Völker gegen einen gefährlichen Feind, nemlich den neuen Soubah von Bengalen, gebraucht werden. Dieser hatte nach dem Tode seines Vorgängers die englische Faktorey von Cassumbazar überfallen, Collicotta erobert und unmenschliche Grausamkeiten gegen die Besatzungen begangen; Wathon und Clive eilten dahero so viel als möglich nach Bengalen, wo sie nach einer langen und beschwerlichen Reise den 6ten December 1756 anlangten. Das Fort Busbupra ward sogleich angegriffen und den 30sten December erobert; sodann gingen die Schiffe und Völker vor Collicotta, welches, nachdem man es eine Stunde lang mit Bombenwerfen geängstiget hatte, sich ergab. Die Stadt Hougly ward gleichfalls erobert und zerstört, und endlich gab der Oberstlieutenant Clive durch denjenigen Sieg der Sache den gewünschten Ausschlag, welchen er am 21sten Februar 1757

*) Nach Ives Reisen nach Indien, 7 Th. S. 139.

über des Subah, aus 10000 Mann Reuterey und 15000 Mann zu Fuß bestehendes Heer, an der Spitze von 969 Europäern und 1600 Sevoys erfochte. Surajad Dowla, dieser treulose Soubah von Bengalen, ging zwar nunmehro die vorgeschriebenen Friedensbedingungen ein, jedoch da er sich auf die französische Unterstützung verließ, nicht in der Absicht sie zu erfüllen. Man beschloß daher, das französische Fort Chandernagor zu erobern, weil die Franzosen unter dem Schein der Partheylosigkeit die gefährlichsten Feinde der ostindischen Handlungsgesellschaft waren. Clive, welcher 300 Mann aus Bombay, 700 Europäer und 1600 Schwarze anführte, griff mit Unterstützung des Feuers von den Kriegsschiffen dieses mit 1200 Mann besetzte und mit 183 Stücken versehene Fort an, und eroberte es den 21sten März nach einer tapfern Vertheidigung, ohne mehr als 72 Todte und 169 Verwundete bekommen zu haben. Nach dieser Eroberung wendete er sich wieder gegen den treulosen Soubah, dessen heimliches Verständniß mit den Franzosen sich durch die Nichterfüllung des Vergleichs immer mehr am Tage legte. Er griff ihn am 23sten Junius

bey Plassey an, erfochte über dessen 20000 Mann starkes Heer einen vollkommenen Sieg, und eroberte dessen ganzes Lager, Geschütz und Kriegsvorrath. Jaffier Ali Chan, einer der vornehmsten Generals des Soubah, hatte gegen denselben eine Verschwörung gemacht, ließ ihn heimlich tödten, und ward an dessen Stelle durch Unterstützung der Engländer zum Soubah von Bengalen erwählet, nachdem er alle vorgeschriebene Bedingungen genehmiget hatte. Er zahlte zur Schadloshaltung für den von seinem Vorgänger der ostindischen Handlungsgesellschaft zugefügten Verlust, und an Geschenken für die Offiziers, Staatsbedienten, Soldaten und Seeleute, an drei Millionen Pfund Sterling, gestand den Engländern viele Handlungsfreiheiten und das Münzrecht zu, und trat so viel Ländereyen von Collicotta an den Fluß hinunter ab, daß sie 60 Meilen in die Länge und 20 in die Breite betrugen, und ein jährliches Einkommen von 600000 Pfund Sterling gewährten. Alle diese ansehnlichen Vortheile hatte Clive mit weniger Mannschaft erfochten. Er wurde aber auch dafür vorzüglich belohnt. Im Junius 1758 ward er zum Präsidenten des

Raths von Collicotta, oder zum Statthalter von Bengalen erklärt; der Mogul gab ihm die Würde eines Omrah oder Fürsten des Reichs, und Jaffier Ali Chan ertheilte ihm ein Jahrgeld von 27000 Pfund Sterling. Diese ausnehmenden Verdienste bewogen den König Georg dem Zweiten von Großbrittanien, daß er den Vater des Clive nach Hofe kommen, und ihm zum Handkuß ließ, wobey er ihm wegen des tapfern Verhalten seines Sohnes Glück wünschte und seiner Gnade versicherte.

Im Jahr 1758 hatte die französische Seemacht in Ostindien eine zeitlang die Oberhand, sie eroberte das Fort St. David und belagerte Madras 67 Tage vergeblich. Clive schickte so viel Völker als er entbehren konnte, Madras zu Hülfe, und sorgte für die innere Ruhe der neuerworbenen Länder.

1759 bekam er mit den Holländern zu schaffen. Diese schickten im October sieben stark mit Mannschaft besetzte Schiffe von Batavia nach dem Ganges, um mit heimlichen Einverständniß des Soubah die Engländer aus Bengalen zu vertreiben. Sie setzten wirklich Völker ans Land; allein diese wurden bei Chanderna-

gor aufs Haupt geschlagen, sechs von ihren Schiffen fielen den sie angreifenden drei Schiffen der Handlungsgesellschaft, und das siebente, welches entwischt war, den königlichen Kriegsschiffen in die Hände. Die Holländer mußten das Verfahren ihrer Schiffe misbilligen, sich für die Angreifer erklären, und alle Kosten ersetzen. Ausser diesem hatte der Schach Zadda, ein Sohn des vorigen Moguls und unstreitiger Erbe des Mogolischen Reichs dem Soubah von Bengalen, diesen Bundsgenossen der ostindischen Handlungsgesellschaft die Herrschaft von Bengalen zu entreissen gesucht, und zu dem Ende die an Patan stoßende Landschaften mit einem starken Heere überzogen. Allein Clive vereinigte seine Völker mit dem Soubah, jagte den Feind über den Fluß Kurumnassa, und stellte die Ruhe in diesen Gegenden wieder her. Schach Zadda machte ihm zwar große Versprechungen, wenn er seinen Bundsgenossen, den Soubah, verlassen wollte; er schlug aber alle vortheilhafte Anerbietungen großmüthig aus.

Im Januar 1760 wurde er vom Könige zum Obersten ernannt und im Februar ging er nach England zurück, wo er den 2ten Septem-

der anlangte, und mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Die Universität Oxford machte ihn zum Doktor beider Rechte. Der vierteljährige Rath der Directoren der ostindischen Compagnie stattete ihm am 14ten September für seine große und ruhmwürdig geleisteten Dienste öffentlich Dank ab, und war willens ihm ein silbernes Tafel-Servis zum Geschenk zu machen; da er aber selbst groß Vermögen hatte, so wurde der Beschluß gefaßt, sein Andenken durch eine Bildsäule zu verewigen. Der Flecken Shrewsburi erwählte ihn 1761 zu seinem Abgeordneten im Parlament, und in eben dem Jahre ward er von dem jetzigen Könige unter dem Titel Lord Clive Baron von Plassey *) zum Pair des Königreichs Irrland ernannt. Er hatte so viele Reichthümer mit-

*) Diesen Ehrennahmen erhielt er zum Andenken der von ihm bey Plassey gewonnenen Schlacht. Der König gab ihm ein Wappen, welches rechts einen Elephanten und links den Vogel Greif zu Schildhaltern hat, und im silbernen Felde einen mit drei goldenen Sternen belegten schwarzen Balken zeigt. Sein nach englischer Weise angenommener Wahlspruch, der sein Wappen zieret, heißt: Audacter et sincere.

gebracht, daß man ihn schon damals, so viel das baare Geld betraf, für einen der bemitteltsten Lords hielt. Man schätzte sein Vermögen auf 1200,000 Pfund Sterling, und die Juwelen seiner Gemahlin auf 200,000 Pfund Sterling. Der König, dem er nebst seiner Gemahlin vorgestellt wurde, empfing ihn äußerst gnädig, und ließ seinen großen Verdiensten die größte Gerechtigkeit wiederfahren. Der Nabob von Bengalen gab ihn gleichfalls in einem an die Directeurs gerichteten Schreiben ein sehr rühmliches Zeugniß, welches ich seiner besondern Ausdrücke wegen meinen Lesern mittheile.

„Das Licht meiner Augen, welches mir lieber ist als mein Leben, der Nabob Zub Doo Kool Mulk Nasir o Doela Subah Jung Behake gehet nun nach seinem Vaterlande zurück, ungeachtet ich wünschte, daß er noch länger in Bengalen bleiben möchte. Es ist mein beständiger Wunsch, daß er bald wiederum zurück nach Bengalen komme; denn ich nenne ihn meinen Sohn, und daß er von mir geschieden seyn soll, verursachet mir viele Betrübniß. Wenn Ihr ihn recht bald wieder zu mir sendet, und

mich so glücklich macht, ihn abermals zu sehen, so werde ich es als eine besondere Gunst von Euch erkennen. Es ist nicht zu hoffen, daß der glückliche Fortgang Eurer Sachen, der sich während seiner Verwaltung allhier gezeiget hat, in andern Händen jemals so gut und herrlich seyn könne u. s. w.“

Lord Clive lebte nunmehro mit Ehren und Reichthümern überhäuft in seinem Vaterlande, allein der veränderte Zustand der Sachen in Ostindien erforderte abermals seine Gegenwart; denn er war die einzige Person, zu welcher man das Zutrauen hatte, daß er alles wieder auf einen guten Fuß setzen könne.

Der Gouverneur in Ostindien, von Sittart nemlich, hatte den von dem Lord Clive eingesetzten Nabob von Bengalen, Meer Jaffier Cawn, dieser Würde entsetzet, und hingegen dessen Vetter, Meer Mahomet Coßin Cawn zum Nabob gemacht, mit dem er ohne Bewilligung des Raths von Colicotta einen Vergleich geschlossen hatte, den der Rath nicht genehmigen wollte. Der Nabob drang auf die Erfüllung des Vergleichs, und griff, da solche nicht erfolgte, die Besitzungen der Engländer an.

Bey der am 12ten März 1764 deshalb gehaltenen allgemeinen Versammlung dieser handelnden Gesellschaft kam in Vortrag, einen im Kriege erfahrnen Mann nach Bengalen zu senden, der den Oberbefehl über die dasigen Völker der Gesellschaft übernehmen sollte, und man beschloß, den Lord Clive zum Gouverneur von Bengalen und Befehlshaber der Völker zu ernennen, und ihn zu ersuchen, mit diesen Würden bekleidet nochmals nach Ostindien zu schiffen, um den Angelegenheiten der Gesellschaft in dortiger Gegend eine andere Gestalt zu geben. Lord Clive welcher gegenwärtig war, erklärte sich über diesen Antrag also:

„Meine Herren! Ich kann nicht in Abrede „seyn, daß meine jetzigen Umstände in Rücksicht „auf den Besitz eines überflüssigen Reichthums „von denjenigen, in welchen ich mich ehemals „befand, ganz verschieden sind; indessen will „ich, wenn mich die allerseitige Meinung der „Herren Theilhaber dazu auffordert, und die „Sachen also eingerichtet werden, daß ich, „durch eine freundschaftliche und allgemeine An„weisung unterstützt, verfahren kann, mich „nochmals im Dienst der Gesellschaft vor den

„Riß stellen.“ Diese verlangte Anweisung fand einige Hindernisse. Der Lord Clive verlangte, daß man ihm die Einkünfte seiner Jaghire in Ostindien noch zehn Jahre lassen sollte. Er verlangte in Ansehung des ihm übertragenen Oberbefehls mehr Gewalt um nach seinem Gutdünken alles anordnen zu können, was er zum Besten der Gesellschaft für dienlich halten würde, ohne dabey den heimlichen Ränken des Raths von Bengalen ausgesetzt zu seyn; wie auch diejenigen, welche ihrer Pflicht zuwider handeln würden, absetzen zu dürfen und eine bessere Ordnung unter den Bedienten der Compagnie einzuführen. Die Mehrheit der Stimmen bewilligte indessen alles; der Lord Clive erhielt einen jährlichen Gehalt von 5000 Pfund Sterling und mehr Gewalt als einer seiner Vorfahren, obgleich eine große Anzahl der Theilhaber nicht zufrieden war, daß man so sehr nach militairischen Grundsätzen handelte.

Zu Anfang des Junius 1764 ging der Lord, welcher den 11ten May vorher von dem Könige zum Generalmajor erklärt worden war, in Begleitung von mehr als 30 Kutschen von London ab, und begab sich ungesäumt zu Schiffe wobey

er eine große Anzahl Feldpfeifer mitnahm, um die Bewohner von Ostindien an diese kriegerische ihnen bisher unbekannte Music zu gewöhnen.

Noch ehe er den 3ten May 1765 in Bengalen anlangte, hatte der Oberste Hector Monro den Nabob Cassim Cawa in der Ebene von Buxaar am 23sten October 1764 angegriffen, und einen vollkommenen Sieg über denselben erfochten, und der Rath von Bengalen war dadurch bewogen worden, den Jaffier Aly Cawa an seine Stelle als Nabob wieder einzusetzen. Allein dieser starb noch vor der Ankunft des Lords im Februar 1765 und der Rath von Colicotta ließ daher seinen Sohn zum Nabob von Bengalen ausrufen. Der Lord brachte bald nach seiner Ankunft in zwei Monaten die Angelegenheiten der Handlungsgesellschaft in einen blühenden Zustand. Er schloß mit dem großen Mogul einen Vergleich, vermöge dessen der mogolische Großvezier Souzah Doulah, sein ganzes Land wieder bekam, der ostindischen Compagnie aber die zollfreie Handlung darin verstatten und 125,000 Pfund Sterling bezahlen mußte. Nicht weniger wurden die Provinzen, Bengalen, Orixa und Ba-

har, mit dem Rechte alle Einkünfte davon zu heben an die Compagnie abgetreten, jedoch mit der Bedingung, jährlich 100,000 Pfund Sterling an den Nabob von Bengalen und 320,000 Pfund Sterling an den großen Mogul zu bezahlen. Lord Clive besuchte selbst den Hof des Moguls, der ihn zu einen Omrah, oder Fürsten seines Reichs ernannte, mit großen Ehrenbezeugungen empfing und mit einem Diamant von außerordentlichem Werth beschenkte.

Wie nun durch diesen Vergleich die ostindische Compagnie die Landesherrschaft über die vorgedachte drei Provinzen und die ganze Küste von Koromandel, welche dem englischen Rath zu Madras unterworfen wurde, erhalten hatte, so machte auch der Lord die besten Anstalten, allen Uebeln worüber das Land seufzte, abzuhelfen, und setzte verschiedene gar zu eigennützige Glieder des Raths von Colicotta, die große Geldsummen erpreßt hatten, ab; er schloß mit dem französischen Gouverneur von Ostindien Baron Law von Lawriston einen Vergleich, in welchem er ihm zugestand, zu Chandernagor, Patna, Cassimbozar und andern Orten,

wo französische Faktereyen waren, *kleine* Besatzungen zu halten, und brachte es so weit, daß schon im Jahr 1765 die ostindische Compagnie nach Abzug aller Unkosten 1700,000 Pfund Sterling reine Einkünfte zog; allein es liefen auch zugleich sehr viele Beschwerden aus Ostindien zu London ein, welche alle dahin gingen, daß der Lord eine zu unumschränkte Gewalt in Ostindien ausübte und sein großes Ansehn misbrauche. Man fand aber, daß er bei den eingerissenen großen Unordnungen nothwendig seine Gewalt hatte brauchen müssen, und er ward bei seiner am 14ten Julius 1767 zu *London* erfolgten Rückkunft, aller Klagen ohngeachtet, mit großen Ehrenbezeugungen von der Compagnie empfangen. Man verlängerte den Genuß seiner jährlich 30,000 Pfund Sterling einbringenden Japhire auf 10 Jahre, und dankte ihm öffentlich für seine geleisteten Dienste.

Jedoch hatte er in Ostindien nun seine Gesundheit verloren, und er spürte selbst an seinem Gedächtnisse eine große Schwäche, die in eine gewisse Schwermuth ausartete. Einige nach Montpellier in Frankreich im Jahr 1768 und in den folgenden Jahren nach Italien

gethane Reisen, wo er überall mit großer Pracht und Aufwand lebte, schafften ihn zwar einige Erleichterung, er behielt aber doch einen sehr kränklichen Körper.

Im Jahr 1772 wurde er mit einigen andern als Ritter des Badordens eingeführt, welchen Orden er bereits im April 1764 vor seiner letzten Abreise nach Ostindien erhalten hatte, und im October eben dieses Jahres ernannte ihn der König zum Lord Lieutenant oder Statthalter der Grafschaft Salop. Daß es bey dem, den Lord Clive zu überströmen scheinenden Glücke nicht an Neidern fehlte, läßt sich leicht glauben; aber daß Kabale sich so stark gegen ihn auflehnte, daß er sogar sein Betragen in Indien rechfertigen mußte, ist mehr als man glauben sollte. Ich habe schon gesagt, daß Clive wie er zum zweitenmale nach Ostindien ging viel Misbräuche abschaffen, und sogar einige von der Handlungsgesellschaft angestellte Bediente, dimittiren mußte. Klagen über allzugroße Strenge und allzuweit ausgedehnte Gewalt liefen damals häufig ein; man achtete ihrer aber nicht, theils weil die Freunde und Verwandte der Klagenden sich erst einen größeren Anhang verschaffen muß-

ten; theils aber auch weil man wohl *einsahe*, daß Clives Gegenwart in Indien für *izt* zu nothwendig sey, als daß man allenfalls *auf* seine Zurückberufung auch unter noch so versteckten Gründen antragen könne. Jetzt, da Clive zurückgekommen war, da man ihn mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und der König ihn mit ausgezeichneter Huld und Gnade öffentlich belohnt hatte, gewann die Parthey gegen ihn immer mehr. Man fing wirklich an, sein Betragen in Indien zu untersuchen. Als der gewesene Präsident Sullivan am 27sten May 1772 den Vorschlag that, *eine Bill* zu besserer Einrichtung der ostindischen Angelegenheiten zu machen, hielt Clive eine Rede worin er seine Aufführung rechtfertigte.

Er sagte darin unter andern Folgendes: „Die Gerechtigkeit meiner Sache wird dem Unvermögen des Redners zu Hülfe kommen. Ich streite für eine Sache, welche kostbarer als das Leben ist, für meine Ehre und guten Namen. Ich rede mit meinem Vaterlande, dessen Urtheil ich mich mit Freuden und ohne Widerwillen unterwerfe. Es ist allgemein bekannt, daß ich durch alle Eigenthümer der ostindischen

Hand-

Handlungsgesellschaft, ohne mein Gesuch, zu meiner letzten Reise nach Ostindien aufgefordert worden bin. Da ich nicht allein ein Vermögen besaß, welches mir eine völlige Unabhängigkeit gewährte, sondern, was auch sehr wichtig ist, da ich in Ansehung meiner Verbindungen und Verwandschaften eben so glücklich war, als in Absicht auf meine Ehe und Freunde, und meinem Wohlstande nichts fehlte, als die Gesundheit, welche ich im Dienste der Gesellschaft zugesetzt, und niemals wieder erlangen werde, wie läßt sichs also wohl denken, daß ich den mir gemachten beschwerlichen Auftrag aus eigennützigen Absichten übernommen haben sollte. Ich müßte der eigennützigste Mensch auf dem Erdboden gewesen seyn, wenn ich mich unter solchen Umständen, aus solchen Absichten, als man mir Schuld giebt, der gefährlichen Seereise, und meine geschwächte Gesundheit dem heißen Himmelstriche von Indostan, nebst den Beschwerlichkeiten und Gefahren des Krieges ausgesetzet hätte. Nein, ich habe aus edlern Absichten gehandelt; die Dankbarkeit hat meine Schritte geleitet, um der Handlungsgesellschaft, welcher ich mein Glück, Ansehen und Vermö-

gen zu danken hatte, einen wesentlichen Dienst zu erzeigen. Die erste Beschuldigung gegen mich ist, daß ich einen unerlaubten Handel mit Baumwolle getrieben; allein ich kann versichern, daß ich in Ansehung dieser Handlung völlig unwissend bin, und daß ich mein ganzes Vermögen bis auf den letzten Heller an der Spitze des Heeres erworben habe. Ich soll zweitens einen unrechtmäßigen Handel mit Diamanten getrieben haben, und ich gestehe, daß ich, um die aus meiner Jaghire kommende Einkünfte nach England schaffen zu können, in einer, der Gerichtsbarkeit der Handlungsgesellschaft nicht unterworfenen entfernten Landschaft, Diamanten einkaufen lassen, an welchen ich drei vom Hundert verloren, woraus man sehen kann, wie wenig ich von diesem Handlungszweige Kenntniß gehabt habe. Ich werde ferner beschuldiget, daß ich das Recht zu münzen gemißbraucht, und den Gehalt der Geldsorten in Bengalen habe verringern lassen. Es ist wahr, daß zu der Zeit, als ich Präsident daselbst gewesen bin, eine Veränderung der Münze vorgegangen ist; allein es ist nicht auf mein Anstiften geschehen; ich habe mich dabey auf die Einsichten solcher

Leute verlassen, deren besondere Beschäftigungen mit solchen Angelegenheiten mich glauben lassen, daß sie davon die nöthige Kenntniß gehabt haben. Die vierte Beschuldigung geht dahin, daß ich mich des ausschließenden Handels mit Betelnüssen, Salz und Tobak schuldig gemacht hätte. Ich habe dieses thun müssen; in meinen Verhaltungsbefehlen war festgesetzt: diesen ausschließenden Handel den Bedienten der Compagnie zu nehmen, und auf einen, den Eingebornen am wenigsten beschwerlichen Fuß zu setzen. Da nun der Bedienten Gehalt so unbeträchtlich ist, daß ein Rath, dessen jährliche Ausgaben 3000 Pfund sind, 300 Pfund an Besoldung hat, das Nehmen der Geschenke denselben aber verboten war; so mußte ich ein Mittel erwählen ihnen zu helfen. Ich habe also diesen ausschließenden Handel wirklich eingeführt; allein nach gewissen festgesetzten Einschränkungen; sind Misbräuche bei der Erhebung vorgegangen, so ist die Regierungs-Committe daran nicht Schuld. Ich habe die 32000 Pfund Sterling welche mir von diesem Handel als mein Theil zukamen an Leute gegeben, welche um das Vaterland und mich Ver-

dienſten hatten. Meer Jaffler ſchenkte mir bey ſeinem Abſterben 70,000 Pfund Sterling; ich habe ſie nicht für mich behalten, ſondern dazu angewendet, daß von den Zinſen dieſes Capitals Offiziers und Soldaten, welche abgedankt, und nicht mehr zu dienen im Stande ſind, davon erhalten werden. Die Gewohnheit, Geſchenke zu geben und zu nehmen, iſt in Oſtindien ſo allgemein, daß kein Geringerer vor ſeinen Obern zu erſcheinen ſich getrauet, wenn er nicht Geſchenke anzubieten hat. Man hält es für eine Verweigerung der Gewährung einer Bitte, wenn das Geſchenk nicht angenommen wird. Das Fleiſch und Blut kann dieſen Verſuchungen nicht widerſtehen, und ich habe ſelbſt auf dieſe Art an 300,000 Pfund Sterling bekommen.“

Dieſe Rede blieb nicht unbeantwortet; man zeigte die Unzulänglichkeit der Vertheidigung des Lords, und die geheime Committe ſtattete nach geendigter Unterſuchung ihren Bericht an das Parlament ab. Am 10ten Mai 1773 trug der General Burgoyne im Unterhauſe vor, das ſeit 1756 ſolche Unordnungen, Grauſamkeiten, Erpreſſungen und Ungerechtigkeiten in

Ostindien vorgegangen wären, als kaum in einer Geschichte zu lesen sind. Alle seine Vorwürfe betrafen den Lord Clive und er bat, sich darüber zu berathschlagen, ob 1) die Eroberungen, welche durch Anwendung einer Kriegsmacht, oder durch Verträge mit auswärtigen Mächten gemacht werden, dem Staate zugehören, 2) ob nicht, da Personen durch Anwendung einer Kriegsmacht solche Eroberungen gemacht hätten, und im Besitz derselben wären, dieser Besitz unrechtmäßig sey? und er richtete endlich seine Anklage gegen den Lord also ein, 1) daß derselbe seine Gewalt in Ostindien gemisbraucht, 2) daß er an dem Morde des Nabob von Bengalen, Surajah Dowla Schuld gewesen, 3) daß er sich auf unrechtmäßige Art sehr bereichert und 4) ihm auferlegt werden solle, alles mit Unrecht empfangene wieder herauszugeben. Er bewies in einer langen Rede die Gerechtigkeit dieses Verfahrens gegen den Lord, als den Urheber aller Unordnungen in Ostindien. Lord Clive antwortete durch eine gleichfalls lange und wohlgefaßte Rede, wobei er diejenigen Briefe ablas, in welchen sowohl der damalige erste Minister, Graf von Chatam,

als die Vorsteher und die ganze ostindische Handlungsgesellschaft, sein Verfahren gebilliget und gelobt hätten. Er erwähnte, daß der König Georg der Zweite und die Handlungsgesellschaft bey seiner Rückkunft aus Ostindien ihn mit besondern Ehrenbezeugungen empfangen, und daß er von letzterer unter andern einen mit Diamanten besetzten Degen, von 5000 Pfund Sterling am Werth erhalten habe. Er ließ sich ferner in einer Erzählung aller Kriegsbegebenheiten ein, und erwähnte, wie grausam Surajah Dowla mit den Bedienten der Compagnie umgegangen sey, da er sie zu Colicotta in das schwarze Loch werfen lassen, wo ihrer viele aus Mangel der Luft das Leben eingebüßt hätten; er führte ferner an, wie er gegen die betrügerischen Unternehmungen des Surajah Dowla, der sowohl die Holländer als Franzosen gegen die Compagnie aufgehetzet, sein Leben und Vermögen gewagt habe. „Ich läugne nicht, Geschenke genommen zu haben," sagte er, „aber nicht als ein Verräther, sondern als eine wirkliche Belohnung meiner Dienste, nicht zum Schaden der Handlungsgesellschaft, sondern nachdem ich drei Königreiche, Orixa

Bengalen und Bahor, für selbige erobert, und ihre Handlung in völlige Sicherheit gesetzt habe. Nach sechzehn Jahren werde ich wegen meines Vermögen, wegen meiner Handlungen angeklaget; ist es denn so ungewöhnlich, Geschenke und Belohnungen anzunehmen? ist es nicht eine seit mehr als hundert Jahren eingeführte Gewohnheit? haben nicht die Directeurs selbst Geschenke angenommen? Ich bin in der Gewalt dieses Hauses; mein Vermögen, so groß es auch ist, mag mir genommen werden; ich habe ein väterliches Erbgut von 500 Pfund jährlichen Einkommens, welches mir nicht entzogen werden kann. Mit diesem will ich vergnügt leben, und die Undankbarkeit meiner Landsleute mit gleichgültigen Augen ansehen. Es ist besser wenig zu haben und ruhig zu leben, als durch den Besitz großer Reichthümer dem Neid, der Rache, und vielen Widerwärtigkeiten ausgesetzt zu seyn. Allein man erwäge die Folgen. Es wird sich künftig kaum jemand wagen, so wie ich, den Undank des Vaterlandes durch seine Thaten zu verdienen.“

Da der damalige Minister Lord North zu der ganzen Untersuchung Gelegenheit gegeben,

und derselbe im Namen der Regierung der Compagnie nur noch sechs Jahre den Besitz ihrer ostindischen Länder zugestehen, sodann aber selbige der Krone zuzueignen im Sinne hatte, so nahm Lord Clive in seiner Rede Gelegenheit, dieses Ministers Geschicklichkeit auf eine beißende Art zu erheben. Ich kann ihn, sagte er, als den Löwen der Regierung betrachten, welchem Speise zu verschaffen, die ostindische Compagnie, als der Esel, auf die Jagd gehen muß; drei Theile der Beute hat er sich bereits zugeeignet, und wenn er hungrig von der Jagd zurück kommt, wird er gewiß auch den vierten nehmen. Ich bedaure das Schicksal der Compagnie; sie ist so lange unter den Händen der Markschreyer gewesen, bis sie endlich eine gänzliche Auszehrung bekommen wird, von der nur das Parlament, als der einzige Arzt, sie heilen soll. Endlich sagte er scherzend: „seit zwanzig Jahren habe ich in der Kriegs- und politischen Wissenschaft mich geübt; nun lege ich mich auf die Weltweisheit, und wenn die Geduld eine Tugend ist, so bin ich ohne Zweifel sehr tugendhaft.“ Seine letzten Worte waren: „Sprechen Sie das Urtheil über mich, vergessen Sie aber ihre

eigene Ehre nicht, da Sie der Meinigen so nahe treten."

Den 21sten May 1773 kam endlich im Unterhause die Sache zur Entscheidung, und der General Burgoyne that den Vorschlag, festzusetzen, daß Lord Clive vermöge der Gewalt die er als Mitglied der Commission und oberster Feldherr der in Ostindien befindlichen Völker gehabt, 2 Laks und 80000 Rupien *) als Mitglied der Commission, 2 Laks als General und 16 Laks oder mehr als ein besonderes Geschenk erhalten habe, welches 234000 Pfund Sterling betrage, und zur Schande und zum Nachtheil des Staats von ihm genommen sey. Es entstanden darüber, besonders wegen Annehmung der Geschenke, viele Streitigkeiten, wobey unter andern der Oberste Isac Barré sagte: Geschenke ohne Erlaubniß zu nehmen, sey eine Räuberey; wenn es mit Nachsicht geschähe, sey es eine besondere Handlung, und nur die mit Erlaubniß genommenen wären Geschenke, wobey er denn dem Unterhause aus einer Geschichte eines Gouverneurs von Si-

*) Ein Lak beträgt an 75000 Thaler und eine Rupie einen Gulden.

braltar, eine gute Art Geschenke zu nehmen, zu Gemüthe führte. Diesem brachten die Juden, sagte er, das jährliche gewöhnliche Geschenk. Da er aber hörte, daß es nur in 1000 Zechinen bestand, brach er in die Worte aus: diese Leute könnten keine Audienz haben, weil ihre Vorfahren Christum gekreuzigt hätten; als sie aber mit 2000 Zechinen zurückgekommen, habe er ausgerufen: die armen Leute, sie sind an Christo Tod nicht Schuld.

Unterdessen behielt doch Lord Clive, welcher um 11 Uhr des Nachts das Unterhaus verließ, die Oberhand. Des General Burgoyne Vortrag ward, ohne daß einmal die Stimmen gesammelt wurden, verworfen; hingegen der Antrag des Generalsolliciteurs Alexander Wedderburne, daß man einen Schluß dahin fassen möchte, daß Lord Clive dem Vaterlande große Dienste geleistet, und Lob und Dank seiner ganzen Völkerschaft verdient habe, genehm gehalten, und um fünf Uhr früh erst die Sitzung geschlossen.

Nach diesem Vorgang unternahm der Lord gegen das Ende des 1773sten Jahres zu Herstellung seiner Gesundheit eine Reise nach Ita-

lien. Er ging zuerst nach Florenz, sodann nach Rom, wo er am 10ten Januar 1774 bei dem Pabste Audienz hatte, in eben dem Monate nach Neapel, im Februar wieder nach Rom, im April nach Venedig und von da nach England zurück. Er starb zu London den 13ten November 1774, nachdem er nur wenige Tage vorher von Bath nach dieser Hauptstadt zurückgekommen war, um wegen der gewaltigen Schmerzen in den Gedärmen seinen Arzt zu befragen. Dieser misbilligte die von Opium verfertigte Mittel, deren sich Clive zur Linderung der Schmerzen bedient hatte, und schrieb ihm den Gebrauch anderer Mittel vor; allein er blieb bey ersteren, und ward Tags darauf todt gefunden.

Man schätzte sein jährliches Einkommen auf 50000 Pfund Sterling. Er besaß Balls bey Hertfort, Cundover bey Shrewsbury, Walcot bey Bishopscastle und Clermont in der Grafschaft Surrey, welches letztere er seiner Wittwe auf Lebenszeit nebst einem Capital von 10000 Pfund und 2000 Pfund jährlicher Einkünfte vermachte.

Durchgehends hat man seinen wohlthätigen

Gesinnungen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Seitdem er zuletzt aus Ostindien zurückgekommen war, beschäftigte er sich in seinen müßigen Stunden mit den Verbesserungen seines schönen Landsitzes Clermont, wodurch er viele Menschen in Nahrung setzte. Er war ungemein gastfrey, und da es seine Reichthümer erlaubten, that er sich durch eine edle Freigebigkeit überall hervor. Bei mehreren Gelegenheiten gab er die größten Beweise seiner Uneigennützigkeit und allgemeinen Menschenliebe.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bio

Charakterschilderun